

WÜRENLOSER-
BLÄTTER 2006



Würenloser Blätter

Neunte Ausgabe, Juni 2006

Impressum

Herausgeber	Kulturkreis Würenlos Einwohner- und Ortsbürgergemeinde
Redaktion/Layout	Roman Würsch Christoph Wyss, einsA.ch
Illustration/Titelbild	Richard Benzoni
Bilder	Christoph Isler; gymbox.net/Jasmin Wochner; diverse private und öffentliche Archive
Druck	Brader Druck GmbH, Schlieren
Weiterverarbeitung	

Titelbild: Szene vom Dorfbrand in Ötlikon im Juni 1806

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	Seite 5
Vor 200 Jahren: Kempfhof brennt! Josef Rennhard hat die Geschichte eines Brandes recherchiert.	Seite 7
«Gömmer zur Cäcile oder i d' Konkordia» Peter Früh fragt sich durch die Geschichte und die Geschichten der Würenloser Ladengeschäfte.	Seite 19
Autorität ohne den grossen Stecken Karl Wiederkehr erzählt Reminiszenzen aus dem reichhaltigen Schatzkästli der Lehrerin Helene Schrutt.	Seite 27
Turnen ist Extremsport Roman Würsch interviewt den Aargauer Sportler 2005, den Kunstturner Niki Böschstein.	Seite 37
Würenlos – ein Dorf bald ohne Gesicht? Diese Frage untersucht Thomas Hegglin in seinem Beitrag zum Ortsbild.	Seite 45
Das Würenloser Kirchspiel: Ökumenische Vergangenheit – offene Zukunft Felix Brogle zeichnet die spannende Gesichte nach.	Seite 49
Würenlos hat eine spannende Erdgeschichte Peter Müdespacher erklärt den Untergrund und die Topografie von Würenlos	Seite 55
Autoren	Seite 64

Den Zeitzeugen das Ohr schenken

Die Autoren der Würenloser Blätter stellen nicht den Anspruch, Geschichte im Sinn von Geschichtsforschung zu betreiben. Die Würenloser Blätter sind ja auch keine historische Schriftenreihe. Die «Blätter», die seit 1971 im Vierjahres-Rhythmus erscheinen, leben von den Geschichten der Geschichte. Geschichten passieren nebenan, sind erlebbar. Die Autoren möchten diese emotionalen Geschichte erzählen. Sie bedienen sich dabei der Methode der «oral history», der mündlich übermittelten und erfragten Geschichte, wo dies noch möglich ist und so lange dies noch möglich ist.

Das Spektrum der Ausgabe 2006 der Würenloser Blätter reicht aber über die jüngste Vergangenheit hinaus, nämlich von der weit entfernten Erdgeschichte bis zur aktuellsten Gegenwart.

In diesem Sinne ist die neunte Ausgabe der Würenloser Blätter eine spannende Sammlung von sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Artikeln. Die Titelgeschichte erzählt von einer Brandkatastrophe, die Würenlos vor 200 Jahren heimgesucht hatte. Der Autor beschreibt dabei nicht nur das Unglück, sondern zeigt eindrücklich was das Ereignis ausgelöst hat und wie den Betroffenen geholfen wurde. Wo die Fäden der Geschichte nicht gerissen sind, werden sie bis in die Gegenwart verfolgt. Natürlich konnte er keine Zeitzeugen mehr befragen, aber die sorgfältige historische Recherche hat ihn zu den Nachfahren der Betroffenen geführt und dort das Bewusstsein für die Geschichte und vor allem für vermeintlich «altes Papier» geweckt.

Dass Wirtschaftsgeschichte nicht nur spannend ist, wenn sie sich mit den grossen Wellen der Konjunktur befasst, sondern sogar noch interessanter ist, wenn sie sich um den Mikrokosmos einer Gemeinde kümmert, zeigt der Autor mit seinen Geschichten über die Würenloser Läden. Die Veränderungen in diesem Sektor stimmen nachdenklich, weil in kurzer Zeit viel geschehen ist. Geschehen heisst in diesem Zusammenhang «verschwunden». Das Verschwinden von kleinen Ladengeschäften erzeugt in der Regel nicht die grossen Wellen – die Veränderung wird praktisch stillschweigend akzeptiert.

Kontroverser wird demgegenüber die bauliche Entwicklung des Dorfes diskutiert. Die Frage, ob das Dorf noch ein Dorf sei oder, – welch grausames Wort – gar «Agglomeration», hat an einer Veranstaltung in der «Alten Kirche» zu heftigen Diskussionen mit Zeitzeugen und Verantwortlichen geführt. Im Artikel dazu wird die heisse Frage aufgeworfen «ist Würenlos gebaut?».

Wir wünschen Ihnen eine angeregte Lektüre.

*Hansueli Reber, Gemeinderat
Roman Würsch, Kulturkreis*

Vor 200 Jahren: «Kempfhof brennt!»

Am 6. Juni 1806 wurde die damals selbständige und noch nicht mit Würenlos vereinigte Gemeinde Kempfhof von einer Brandkatastrophe mit tragischen Folgen heimgesucht. Die Erinnerung daran wird im nachstehenden Beitrag verknüpft mit Betrachtungen zur «Wohnkultur» und zu den sozialen Verhältnissen jener Zeit sowie mit Hinweisen auf die Entwicklung des Versicherungs- und Feuerwehresens in den letzten beiden Jahrhunderten.

Wer heute von der Anhöhe des Gipf aufs Dorf Würenlos mit seinen über 5'000 Einwohnern hinunter blickt, müsste im Geiste einen Zeitsprung machen können – um 200 und mehr Jahre zurück. Was sähe er da? 57 Häuser in Würenlos, 14 im Kempfhof und 6 in Ötlikon sind in einem Verzeichnis der Klosterherren von Wettingen aus dem Jahre 1780 registriert. Viele der teils recht armseligen Bauernhütten waren in einem bedenklichen Zustand, «fast alle nur mit hurd, so mit leim ausgefüllt ist, umsteckt und mit schaub bedeckt».

Wenn da der Feuerteufel zuschlug, war bitterste Not die Folge, umso mehr als meist in einem Haus mehrere Familien regelrecht zusammengepfercht lebten. So verloren zum Beispiel am 12. April 1792 beim Brand eines Hauses in Würenlos gleich sieben Haushaltungen ihr Obdach. Eine Feuerversicherung gab es noch nicht. Alte Dokumente aus dem Gemeindearchiv zeugen aber von erstaunlicher Solidarität. Im Verzeichnis über «Freywillige Liebes-Steuren» der damals ebenfalls noch selbständigen Gemeinde Ötlikon wurde «den Brandbeschädigten zu Würenlos» damals ein Sammelergebnis von 67 Franken und 2 Batzen

zugesprochen. Da der Badener Landvogt in solchen Fällen auch in andern Gemeinden öfters derartige Brand- und Liebessteuern anordnete, konnte rund ein Viertel des Schadens aus dem erwähnten Brandfall gedeckt werden.

A handwritten document with a table structure. The table has several columns, with the first column containing names and the subsequent columns containing numerical values. The text is written in cursive and is somewhat difficult to read due to the handwriting.

Beleg für eine Geld- und Naturliensammlung in der Gemeinde Ötlikon zu Gunsten der Nachbar-gemeinde Kempfhof.

Archiv Gemeinde Würenlos.

A handwritten document with a table structure. The table has several columns, with the first column containing names and the subsequent columns containing numerical values. The text is written in cursive and is somewhat difficult to read due to the handwriting.

Die «Glücks-kette» von damals: Ausschnitte aus einem Inventar der von der Gemeinde Ötlikon an brandgeschädigte und anderer Gemeinden gespendeten «Freywillige Liebes-Steuren».

Auch in Würenlos, Kempfhof und Ötlikon wurden Geld und Naturalien gesammelt, wenn anderswo das Schicksal zugeschlagen hatte, etwa damals, als am 15. Oktober 1814 einer der grössten Dorfbrände im Aargau landesweit Aufsehen erregte: In Gansingen brannten 29 Häuser – praktisch

Archiv Gemeinde Würenlos; Sammlungen für Brände in anderen Gemeinden.

Die Seite zeigt das Total der Brandabrechnung vom Mai 1842.

Archiv Gemeinde Würenlos.

das ganze Dorf – nieder. 262 Menschen wurden obdachlos. Wie sich damals Tragik und Komik mischten und wie das unfassbare äussere Elend gelegentlich auch im trunkenen Elend Trost zu finden versuchte, geht aus einem Bericht des Bezirksamtmanns an die Kantonsregierung hervor. Dem Wüten des Feuers Einhalt zu gebieten, sei unmöglich gewesen. «Ich und Jedermann richtete mein Augenmerk nur dahin, den Wein im Keller des Herrn Pfarrers noch zu retten.» Die Fässer wurden auf die Dorfstrasse gerollt; es wurde «zuberweis» Wein getrunken, «ohne dass anfangs dieser Unordnung Einhalt gethan werden konnte».

Nebenbei bemerkt: Als Autor dieses Beitrags zu den Würenloser Blättern erfuhr ich aus den Ötliker Liebessteuer-Verzeichnissen nicht ohne Rührung, dass im März 1798 auch Hilfszahlungen ins Aaretal-Dörfchen Gippingen geflossen sind, an den Ort, in welchem ich meine Kinder- und Jugendjahre verbracht habe.

Die Seite zeigt die Zusammenstellung der Liebesgaben für die Hilfsbereitschaft aus der Gemeinde Ötlikon für den Brand in Würenlos vom 15. Mai 1842.

Archiv Gemeinde Würenlos.

Neun Familien obdachlos, vier Tote, darunter zwei Kinder

Am 6. Juni 1806 – also vor 200 Jahren – wurde Kempfhof von einem Grossbrand mit tragischen Folgen heimgesucht. Sechs Gebäude (fünf Wohnhäuser und die Trotte) wurden eingäschert. Neun Familien – darunter laut Bericht des Bezirksamtes «mehrere äusserst dürftige Familien» – verloren ihre Wohnungen und ihr gesamtes Hab und Gut. Und das schlimmste: Vier Menschen kamen ums Leben, die beiden erwachsenen Brüder Johann und Heinrich Moser sowie die Kinder Elsbethli Moser und Hansruedeli Gross. Die Reportage eines Augenzeugen in der Zürcher Freitagszeitung vom 20. Brachmonat 1806 wirkt noch heute ebenso ergreifend wie erschütternd:

«Den 6. Juni brach das Feuer aus, da alles im ersten Schlaf war. In einem Augenblick stand ein Haus und in einer Viertelstunde standen noch vier, leyder alle mit Stroh bedeckten Häuser, in hellen Flammen. Wenig oder gar nichts konnte gerettet werden, denn in einer halben Stunde lag alles eingestürzt da in Schutt und Asche. Wenigstens auf 23'000 Franken, sage drei und zwanzigtausend Franken, ist der Schaden berechnet. Ganz nackt und halbnackt flüchtete sich, wer sich flüchten konnte, aus den lichterloh brennenden Wohnungen. An Hornvieh 6 Stück, 2 Pferde und 7 Schweine, nebst allem Hausrath, und Kleidern und Betten, und Wägen und Pflug, und Schiff und Geschirr, alles, alles gieng verlohren. Neun ganze Haushaltungen aus 43 Seelen betraf das Unglück.

Aber wessen Herz erzittert nicht, dass vier Menschen ihr Leben dabey einbüssten??? Wer kann sich den Jammer eines siebenzigjährigen Greisen, Heinrich Mosers, denken, eines braven Mannes, der seine grossen Vorräthe, die Früchte seines eigenen Fleisses, geschenkt von Gottes Segen, im Rauch aufgehen sah... Wer hat nicht, wer muss nicht Mitgeföhl mit dem

unglücklichen Greisen haben, als ihm der Anblick seiner zwey braven Söhne, des Trosts seines Alters, wie ein Dolchstich in sein Vaterherz schlug, als er sie jämmerlich vom Feuer zugerichtet, mit versengtem Leib, und unter einem furchtlichen Angstgeschrey in einen Bach stürzen, und nach wenigen Stunden unter unaussprechlichen Schmerzen dahinsterven sah?? Vor 9 Jahren feyrtten sie beyde, am gleichen Tag, ihre Hochzeit und jetzt fanden sie beyde, am gleichen Tag, den gleichen Martertod. Sie beyde dekt ein Grab. Noch mehr: Ein Töchterlein des ältern dieser Brüder, erst 7 Jahre alt, ward an der Hand seines Vaters aussert das Haus gerettet, aber ganz schlaftrunken gieng das gute Kind wieder in das brennende Haus zurück, und – wem schauderts nicht? – ward ein Raub der Flammen.

Noch mehr, hauptsächlich zum Beweis von Geistes-Gegenwart und von Gottes belohnender Güte. In der zweiten Haus-

haltung des nemmlichen Hauses hatte der wohlthätige Hausvater zwei arme Waysenknaben bey sich, der eine 13 der andere 7 Jahre alt. Diese schliessen bey einander, und zwischen ihnen der Gjährige Knab des Wohlthäters, die Freude seines Vaters. In Flammen schon stand das Haus, schon brannte ihre Bettstelle; es erwacht der ältere der Waysenknaben. Aufspringen, und den zunächst bey ihm liegenden Knaben seines Wohlthäters aus dem Bett reissen und die Treppe hinunter schleudern, war eins, war seine Sache. Aber dass der Knabe ganz unbeschädigt davon kam und glücklich gerettet wurde, war Gottes Sache. Eilend springt der Waysenknabe zurück, um auch seinen lieben Bruder zu retten; aber ach! Es schlugen schon die Flammen über demselben zusammen und er muss, er muss ihn denselben überlassen, oder mit ihm ein Raub der Flammen werden. Und nun kein Wort mehr: Das Unglück redt, der Schreiber schweigt!»



Journalismus vor 200 Jahren: In der Zürcher Freitagszeitung erschien diese dramatische Reportage vom Kempfhof.

Original von Ernst Moser

Nachfahren der Unglücksfamilie Moser leben heute noch im Kempfhof; sie verfügen über einige wenige Dokumente, die an den Schicksalsschlag vom Juni 1806 erinnern, darunter das Original eines Briefes des Zürcher Spitals, von dessen historischem Umfeld im nächsten Abschnitt die Rede sein soll.

Gnädige Zürcher Zinsherren

Neben dem Kloster Wettingen besass auch das Zürcher Heilig Geist-Spital bedeutende Zins- und Bodenrechte in unserer Region. Vor allem zahlreiche Kempfhofer Güter waren nach Zürich zehntpflichtig. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts zog das Zürcher Spital allein aus seinen Würenloser Gütern 65³/₄ Mütt Kernen, 34¹/₂ Mütt Hafer, 20 Hühner und 600 Eier ein. Rund fünfzig Jahre vor der Kempfhofer Katastrophe hatte das Zürcher Spital Anspruch auf ungefähr den halben Zehnten in Würenlos sowie den ganzen Zehnten im Kempfhof. Zudem waren etliche Bauern Schuldner des Spitals, das ihnen Darlehen gewährt hatte.

Brief vom 21. November 1806. Das Spital Zürich schenkt der Kempfhofer Unglücksfamilie den Jahreszins.

Archiv Gemeinde Würenlos.

Ganz eindeutig stand auch die Unglücksfamilie Moser in einem Abhängigkeitsverhältnis zum Zürcher Spital. Im Besitz der Nachkommen befindet sich ein Originalbrief des Spitalschreibers an den Kempfhofer Gemeindevorsteher. Das Dokument sei nachstehend auszugsweise zitiert:

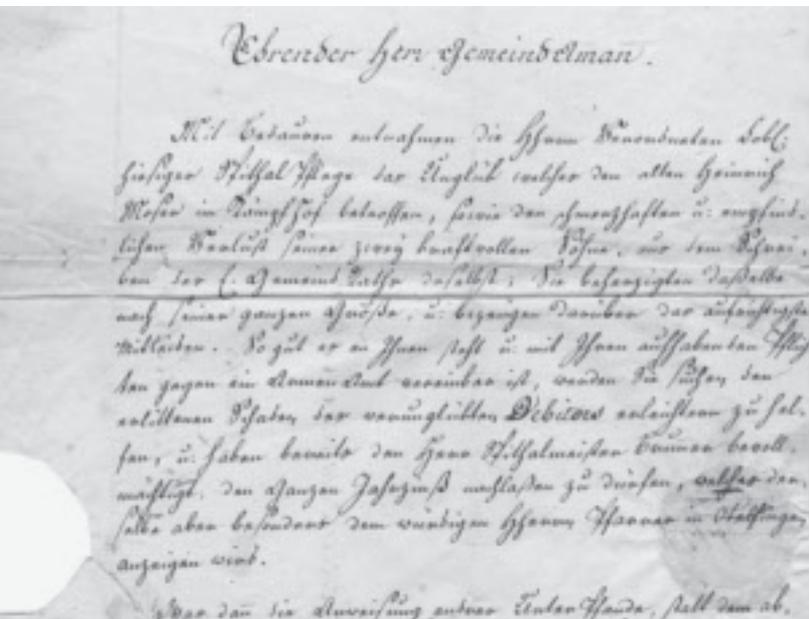
Zürich, den 21. Novbrs. 1806

Ehrender Herr Gemeindevorsteher

Mit Bedauern entnahmen die Hhrrn Verordneten Lobl. hiesiger Spitalpflege das Unglück welches den alten Heinrich Moser im Kämpf Hof betroffen, sowie den schmerzhaften und empfindlichen Verlust seiner zwey kraftvollen Söhne, aus dem Schreiben des L. Gemein Raths daselbst; Sie beherzigten dasselbe nach seiner ganzen Grösse, u: bezeugen darüber das aufrichtigste Mitleiden. So gut es an Ihnen steht u: mit Ihren aufhabenden Pflichten gegen ein Armenamt vereinbar ist, werden Sie suchen den erlittenen Schaden des verunglückten Debtors erleichtern zu helfen, u: haben bereits den Herr Spitalmeister Brunner bevollmächtigt, den Ganzen Jahreszins nachlassen zu dürfen, welcher derselbe aber besonders dem würdigen Hhrrn Pfarrer in Otelfingen anzeigen wird.

Möge der gütige Gott, welcher allein das, was seine Weisheit zu nehmen beschlossen, wieder umsetzen kann, die Unglücklichen trösten, u: sie segnen, auch Sie u: Euch alle vor ähnlichen Unglücksfällen bewahren.

Nebst freundschaftlicher Begrüssung geharrt inzwischen Euer bereitwillige Paur, Spitalschrbr



Ein Opfer der Flammen: Das Kempfhofer Archiv

Bei der Kempfhofer Brandtragödie verbrannte auch das gesamte Kempfhofer Gemeindearchiv. Ob der in der Reportage über die Feuersbrunst erwähnte 70-jährige Heinrich Moser Gemeindeammann war und das ganze Archiv bei sich zu Hause aufbewahrte? Jedenfalls wird um 1807 ein Mann dieses Namens als Gemeindeoberhaupt erwähnt.

Weil auch viele Zehntenverpflichtungen, Schuldscheine und Bodenbesitz-Urkunden mitverbrannt waren, bemühte sich der Gemeinderat um die Rekonstruktion der Dokumente: eine Riesenarbeit für den Schreiber in einer Zeit, in der es noch keine technischen Kopiermöglichkeiten gab.

Aufschlussreich ist der Aufruf, mit welchem die Kempfhöfler damals aufgefordert wurden, mit ihren Papieren beim Ammann vorzutragen, damit mit der Kopierarbeit begonnen werden konnte.

Untersuchung

Kundmachung

Da unterem 6 ten Juni vorigen Jahres, in der Gemeinde Kempshof, leider vorgefallenen verheerenden Brandunglück, alle Gemeinde Schriften, bemelter Gemeinde, ein gänzlicher Raub der Flammen geworden, so ist der Gemeinde Rath alda, verpflichtet die Zwey ein geäscherte Instrumente, nemlich Protocol und Coppiae neue zu entrichten, und in l. nyen zu bringen, es werden also alle jenen aufgeforderet, welche seyt dem 1 ten Jänner 1798 in der Gemeinde Kempshof, unter Caspar und Johanns Margwalder, gewesene Municipallititäts Presidente, und hernach Ammänner Kauffe und Verkäuffe, Fertigungen und, Verkommnißsen getroffen, Coppiaen und Verschreibungen haben entrichten lassen, künftigen Donstag als den 5 Seb. bey dem Gemeinde Amman Heinrich Mosser sich einzufinden, um dem Gemeinde Rath alda genauere Auskunft über bemelte Punkten zu ertheillen. Den aus bleibenden werden alle nachtheilligen Folgen die daraus entstehen könnten, ihrer igenen Hinlässigkeit beigemessen werden.

Gegeben zu Kempshof Den 1 Seb: 1807
Der Gemeinde Rath alda

Unt obigem Dato ist obige Kundmachung
in der Kirchen, beyder Relligion öffentlich
vorgelesen und jedermann bekannt
gemacht worden.

Gemeindenachrichten vor 200 Jahren: Die Kempfhofer werden aufgefordert, beim Gemeindeammann zur Teil-Rekonstruktion verbrannter Archiodokumente zu erscheinen.

Archiv Gemeinde Würenlos.

Da unterem 6 ten Juni vorigen Jahres, in der Gemeinde Kempshof, leider vorgefallenen verheerenden Brandunglück, alle Gemeinde Schriften, bemelter Gemeinde, ein gänzlicher Raub der Flammen geworden, so ist der Gemeinde Rath alda, verpflichtet die Zwey ein geäscherte Instrumente, nemlich Protocol und Coppiae neue zu entrichten, und in l. nyen zu bringen, es werden also alle jenen aufgeforderet, welche seyt dem 1 ten Jänner 1798 in der Gemeinde Kempshof, unter Caspar und Johanns Margwalder, gewesene Municipallititäts Presidente, und hernach Ammänner Kauffe und Verkäuffe, Fertigungen und, Verkommnißsen getroffen, Coppiaen und Verschreibungen haben entrichten lassen, künftigen Donstag als den 5 Seb. bey dem Gemeinde Amman Heinrich Mosser sich einzufinden, um dem Gemeinde Rath alda genauere Auskunft über bemelte Punkten zu ertheillen. Den aus bleibenden werden alle nachtheilligen Folgen die daraus entstehen könnten, ihrer igenen Hinlässigkeit beigemessen werden.

Vier Grossbrände innert sechs Jahren

In der inzwischen vergriffenen Ortsgeschichte Würenlos, verfasst von Peter Witschi, die vor allem den vielen Neuzuzüglern wohl unbekannt ist, werden noch weitere Würenloser Brandkatastrophen aus dem 19. Jahrhundert erwähnt.

15. Mai 1842: «An dem hl. Pfingsttag abend 4 Uhr brach in dem nachobersten Hause der Gemeinde Würenlos, Glaubsen genannt, plötzlich Feuer aus..., so dass bey der grossen Tröchne in Zeit von 2 Stunden 14 Wohnhäuser und 2 Nebengebäude in dem Schutt der Asche gelegt wurden.» 24 Haushaltungen mit total 165 Personen verloren dabei ihre Wohnungen.

26. Februar 1846: Zwischen sieben und acht Uhr abends brannten in Würenlos zwei strohgedeckte Häuser mitsamt Scheune, Trotte und Stall nieder. In einem Haus lebten die Familien von Hieronymus und Cölestin Seiler, im andern Haus, Eigentum des Konrad Marqualder, waren sechs Familien untergebracht.

8. Februar 1847: Brand des Hauses von Heinrich Schmid in Würenlos. Neben der neunköpfigen Familie des Besitzers wurde die eingemietete Haushaltung mit ebenfalls neun Personen sowie zwei als Kostgänger aufgenommene Eisenbahnarbeiter geschädigt.

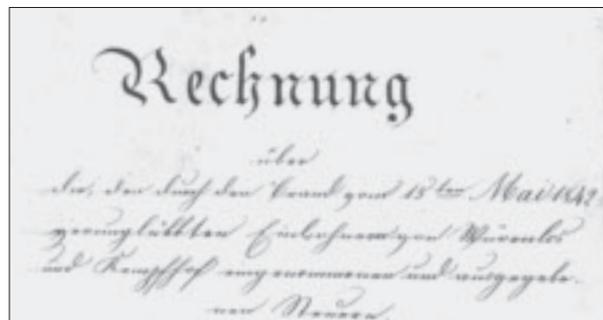
1848: Andreas Ernst, Sattler, sowie Bernhard Ernsts Erben verlieren in einer Feuersbrunst Haus samt Scheune.

18. Dezember 1866: Brand des grossen Bauernhauses der Familie Neracher.

Mitte November 1873: Drei Häuser sowie zwei Scheunen brennen nieder.

1890: Brand des Wohnhauses des Johann Jakob Neracher sowie des zweistöckigen Steinhauses von Heinrich Markwalder.

Alle diese Feuersbrünste fallen in die Zeit, in welcher die Aargauische Gebäudeversicherungsanstalt zwar bereits existierte. Da aber Mobiliar, Fahrhabe und Vieh noch weitgehend unversicherbar blieben, war die Not dennoch gross. So waren die Betroffenen auf die kargen aber hilfreichen «Liebessteuern» nach wie vor angewiesen. Die Abrechnungen darüber zeugen noch heute von höchster Sorgfalt und Gründlichkeit. Jene über die Katastrophe von 1842 (24 betroffene Haushaltungen mit 165 Personen!) umfasst zum Beispiel gegen fünfzig handgeschriebene grossformatige Foliantenseiten. Einnahmen an Barspenden, Holz, Feldfrüchten und Sämereien, Obst, Getreide und Brot, Bettwäsche und Kleidern sowie über die gerechte Verteilung dieser Gaben sind säuberlich festgehalten: eines der eindrücklichsten Dokumente in unserem Gemeindearchiv, welches die damaligen Sozialverhältnisse in einzigartiger Weise widerspiegelt.



Die Abrechnung des Grossbrandes vom Mai 1842 umfasst über 50 Foliantenseiten. Abgebildet die Titelseite.

Drei Wochen vor der Kempfhofer Feuersbrunst war übrigens vom Grossen Rat am 13. Mai 1806 auch die erste kantonale «Feuer-Ordnung» abgesegnet worden. Dieses Gesetz hielt in seinem ersten Paragraphen folgendes fest:

«Ein jeder Einwohner in den Städten und auf dem Lande soll überhaupt auf Feuer und Licht in seinem Hause, wo immer dasselbe gebraucht werden mag, zu jeder Zeit fleissig Acht haben, und damit auch Kinder und Dienstboten nicht unvorsichtig umgehen, besondere Sorge tragen, und dafür verantwortlich sein.»

Im Gemeindearchiv von Würenlos finden sich noch heute die 200-jährigen Dokumente, die davon zeugen, dass auch in unserem Dorf dem obrigkeitlichen Befehl pflichtgemäss nachgekommen wurde, «ohne Vershub alle diejenigen Vorkehrungen zu treffen, welche zur Errichtung des Feuer-Sozietäts-Kadasters nothwendig sind.» In diesem Zusammenhang erhielt jedes Gebäude erstmals eine Hausnummer.

Nebenbei bemerkt: Heute – 200 Jahre nach dem Brand von Kempfhof – wirkt ein Würenloser als Vorsteher des Aargauischen Versicherungsamtes: Rolf Eichenberger, in unserem Dorf aufgewachsen, ist seit 1987 Direktor dieser nun über 200-jährigen Institution.

Brandgefährliche Strohdachkultur

Romantisch und idyllisch muten uns die acht Gebäude an, die im Aargau noch heute mit Stroh gedeckt sind und sich teilweise zu denkmalgeschützten Museen gewandelt haben. Das darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass zur Zeit der geschilderten Würenloser Brandfälle der Feuerteufel sich genau hier versteckt hielt: in schlecht gemauerten oder gar ganz fehlenden Kaminen, in offenen Feuerstellen, von

denen sich Rauch und Glut durch Strohdachritzen den Weg ins Freie suchten.

Als 1806 die ersten Brandversicherungskataster erstellt wurden, waren in unserem Kanton noch über 12'000 Gebäude «weich bedeckt», also vor allem mit Stroh oder mit oft spindeldürren Schindeln. Das war mehr als die Hälfte der damals registrierten Bauten. So forderte denn das Brandversicherungsgesetz von 1805, die Gemeinderäte hätten darauf zu achten, dass neue oder renovationsbedürftige Gebäude «wo möglich» mit Ziegeln versehen würden. Das scheint gewirkt zu haben: Zwischen 1822 und 1840 sank in Würenlos der Anteil der Strohdachhäuser von 52 auf 38 Prozent. Im Jahre 1890 waren in Kempfhof über vier Fünftel der Häuser bereits mit Ziegeln versehen. Mit Bauvorschriften und Prämienreduktionen führte der Kanton eine eigentliche Kampagne zur Liquidierung der Strohdächer. Mit Erfolg, denn die Zahl der Feuersbrünste und Dorfbrände ging in der Folge spürbar zurück. In Würenlos verschwand das letzte Strohdachhaus («Haus zum Storchen») im August 1915. Auch hier: es wurde ein Raub der Flammen!

«Haus zum Storchen»: Das letzte Würenloser Strohdachhaus, abgebrannt am Erntesonntag (2. Sonntag im August) 1915. Heute Dorfstrasse 14.

Bild: Archiv Gemeinde Würenlos.



Heimatschutzkreise kritisierten später die «Ausrottung der Denkmäler alter Kultur». In neuerer Zeit trug dann aber selbst die Gebäudeversicherungsanstalt ideell und finanziell dazu bei, die wenigen verbliebenen Zeugen aus der «guten alten Zeit», die in Tat und Wahrheit oft genug eine «böse alte Zeit» war, zu erhalten.

Wer in nächster Nähe ein Strohdachhaus sehen will, findet ein stattliches Beispiel in Hüttikon. Dieser einzige im Kanton Zürich noch bestehende Strohdachbau wurde 1652 nach aargauischem Vorbild errichtet. Eine Küche mit offener Herdstelle, ein grosser Gewölbekeller sowie ein Kachelofen aus dem Jahre 1848 zeugen von der Wohnkultur vergangener Zeiten. Jetzt ist das Gebäude mit Schilf gedeckt. Zeitweise diente es als Schulhaus, heute steht es für öffentliche oder private Anlässe und Ausstellungen zur Verfügung.

Als die Feuerwehr laufen lernte

Zur Zeit des Kempfhofer Grossbrandes wandelte sich ein kleines «Strohfeuer» oft genug in Windeseile zur Feuerhölle. Ihr zu wehren war mit damaligen Mitteln nur in sehr beschränktem Masse möglich. Allein auf den sonntäglichen Wettersegen gegen Blitz, Hagel und Ungewitter und auf die in Würenlos so zahlreichen Bittprozessionen über Feld und Flur wollte man sich allerdings auch nicht verlassen. So gibt es denn in den Archiven schon sehr früh mancherlei Hinweise auf die Existenz einer schon damals recht straff organisierten Feuerwehr.

In alten Jahrgericht-Protokollen wird festgehalten, dass die durch ihre Aufgaben als Ammann, Amtsuntervogt und Steuermeier ohnehin genug belasteten Männer von der Pflicht, «Feuerwacht zu leisten» befreit seien. Der jeweils amtierende Dorfrichter hingegen hatte auch das Amt des

«Feuerhauptmanns» zu übernehmen. Im Jahre 1680 war dies zum Beispiel Philipp Kohler, im Jahre 1779 Joseph Lienamer. In vergilbten Jahresrechnungen wiederum ist nachzulesen, dass die Gemeinde jeweils die Wirtshauszechen für die «Feuerläufer» zu übernehmen hatte, welche – wohl durstig genug – von einem Einsatz zurückkehrten. Diese Feuerläufer, eine acht bis zehn junge Männer umfassende Spezialtruppe, bildeten eine Art von Pikettmannschaft. Sie hatten im Ernstfall in den umliegenden Dörfern Unterstützung anzufordern, waren aber im Gegenzug auch dazu verpflichtet, den Nachbargemeinden bei einem Brandfall Hilfe zu leisten.

Wirksamer als der oft hilflose Kampf gegen das Feuer war die Vorbeugung. So wurden Öfen und Herde sowie der Zustand der Dächer regelmässig kontrolliert. Im Dezember 1785 beschloss die Würenloser Gerichtsversammlung, «dass alle kamine im dorff jährlich zwei mahlen durch einen verständigen kaminfeger sollen gebutzt werden.»

Seltsame Feuerwehr-Finanzierung

Aus heutiger Sicht mutet die Art und Weise, wie die Feuerwehr sich einst ihre Mittel beschaffte, recht grotesk an. Aus Furcht davor, die Gemeindegüter würden bei wachsender Einwohnerzahl übernutzt, erschwerte man sowohl den Neuzuzug «fremder Fötzel» als auch die Aufnahme von Dorfgenossen ins volle Mitsprache- und Ortsbürgerrecht durch erhebliche Gebühren. Eine «Einzugsordnung» aus dem Jahre 1620 legte fest, dass neue Dorfgenossen der Landesobrigkeit und der Gerichtsherrschaft je vier Gulden und der Gemeinde fünfzehn Gulden und zusätzlich ein Saum Wein zu bezahlen hatten. Aber auch die Löscheimer, die im Brandfall vom Bach oder von den Dorfbrunnen her von Hand zu Hand weitergereicht wurden, waren durch die Neuzuzüger zu finanzieren. So beschloss das Jahresge-

richt 1782, dass alle «frembde, welche da einziehen, ein jeder ein feurkübel unter der gemeind Würenloos namen und zeichen machen und verfertigen lassen» müsse.

In ähnlicher Weise wurde die «Heiratspolitik» gesteuert. Männer, die auswärtige Frauen zu ehelichen gedachten, riskierten beim Kiltgang in die Nachbarorte von eifersüchtigen Burschen bei stockdunkler Nacht in den Dorfbrunnen getunkt zu werden. Doch nicht genug damit: In Würenlos selbst hatten sie ein «Weibereinzugsgeld» zu entrichten und zudem die Feuerwehr mit einigen neuen Feuereimern auszurüsten.

Immerhin: Archivierte Abrechnungsbelege zeugen vom bewussten Ausbau des Brandschutzes: Im Jahre 1725 wurden Feuerleitern und Feuerhaken angeschafft. Und ein Inventar aus dem Jahre 1817 registriert «1 Feuerspritze, 4 Feuerleitern, 20 Feuerhaken und 22 Wasserkübel». Das von einem Rottmeister kommandierte Korps setzte sich zusammen aus einer Spritzen-, Leitern- und Hakenmannschaft sowie einer Gruppe von Feuerläufern. 1889 fand der erste kantonale Feuerwehrcurs statt. Um 1890 verfügten die Gemeinden Würenlos, Kempfhof und Ötlikon bereits über je eine fahrbare Saugspritze. Erst viel später – ab 1925 – stellte das Versicherungsamt den damals noch stark landwirtschaftlich geprägten Gemeinden kostenlos so genannte «Heustockbohrer» zur Verfügung. Damit konnte im Innern gärender Heustöcke die Temperatur gemessen und gefährlichen Selbstentzündungen vorgebeugt werden.

100 Jahre neuzeitliche Wasserversorgung in Würenlos

Einen entscheidenden Fortschritt im Feuerschutz brachte das Jahr 1906. Damals – im Juli – genehmigte die Gemeindeversammlung der nunmehr vereinigten Gemeinden Würenlos, Kempfhof und Ötlikon das Wasserversor-

gungsreglement zu der kurz zuvor fertig erstellten Hauswasserversorgung. So wäre denn im Sommer 2006 nicht nur der tragischen Kempfhofer Brandkatastrophe zu gedenken, sondern auch das Jubiläum «100 Jahre moderne Wasserversorgung» zu feiern. Vorher lieferten vor allem fünf genossenschaftlich organisierte, von Quellen aus dem Raum Bietschäre und Hurlisbüel gespeiste Dorfbrunnen das kostbare und leider oft genug versiegende Nass für Mensch und Vieh. Bei den teilweise bis 300 Meter voneinander entfernten Brunnen mussten jeweils über 30 Haushalte ihr Wasser holen. Es braucht keine allzu lebhaft Phantasie, um sich den «Dorfklatsch» rund um die Brunnen von damals vorzustellen.

Die neue Wasserversorgung – seither immer wieder ausgebaut und später durch Grundwasserpumpwerke ergänzt – ermöglichte auch die Erstellung eines wirksamen Hydrantensystems, das der heute höchst zeitgemäss organisierten Feuerwehr im Notfall effiziente Löschrategien erlaubt.

Heute, 200 Jahre nach der Kempfhofer Tragödie, stützt sich der unter dem Kommando von Markus Vogt stehende Brandschutz auf 9 Offiziere, 18 Unteroffiziere sowie auf eine Mann- und Frauschaft von 46 Soldaten (Stand 2005). In dem im Jahre 1990 für über vier Millionen Franken erstellten Feuerwehr- und Zivilschutzzentrum Wiemel steht ein Fahrzeugpark im Anschaffungswert von weiteren sieben Millionen Franken einsatzbereit: eine Motorspritze Ultra-Power sowie Atemschutz-, Ölwehr-, Pikett-, Verkehrsgruppen- und Tanklöschfahrzeuge mit allen Raffinessen. Waren das noch Zeiten, als zwischen Kempfhof und Ötlikon ein paar «Feuerläufer» hin- und her hetzten und die in eine fremde Schöne verliebten Würenloser die Heiratserlaubnis nur erhielten, wenn sie genügend «feurkübel» zu beschaffen vermochten.

Das Leben ging und geht weiter

Nachfahren der von der Brandkatastrophe vom 6. Juni 1806 am schwersten betroffenen Familie Moser (drei Tote!) leben noch heute im Kempfhof.

Beim im Zürcher Zeitungsbericht erwähnten «siebenzigjährigen Greisen» Heinrich Moser handelt es sich um den Ur-Ur-Ur-Urgrossvater des heutigen Würenloser Gemeinde- und Grossrates Ernst Moser.

Der eine der beiden ums Leben gekommenen Söhne von Heinrich Moser, nämlich Johann, ist also der Ur-Ur-Urgrossvater von Ernst Moser. Zwei von Johanns drei Kindern, darunter ein Knabe, überlebten die Tragödie, sodass sich im Stammbaum eine ungebrochene Verwandtschaftslinie bis zum heutigen Tag nachweisen lässt.

«Haus zum Storchen»

Bild: Archiv Gemeinde Würenlos.



Nachwort und Quellenhinweis

Der vorliegende «Jubiläumsbeitrag» zur Kempfhofer Brandkatastrophe schildert die Entwicklung des Feuer-schutzes in Würenlos. Als Autor stützte ich mich dabei auf verschiedene in der Ortsgeschichte (Peter Witschi 1984) enthaltene Fakten, vor allem auf die folgenden Seiten: 158ff, 162ff, 270ff, 631ff. Dort wird jeweils auch näher auf die Originalquellen (Gemeinde-, Bezirks- und Staatsarchiv) verwiesen.

Wertvolle Informationen lieferte auch das 2005 zum 200-jährigen Bestehen der Aargauischen Gebäudeversicherungsanstalt erschienene und von Andreas Steigmeier redigierte Buch «Feuer, Wind und Wasser».

Ganz besonders danke ich dem Würenloser Gemein-deschreiber Daniel Huggler für seine hilfreichen Nach-forschungen im Gemeindearchiv sowie Gemeinderat Ernst Moser (Birchhof) für den Einblick in den Familien-Stammbaum.

J.R.

«Gömmmer zur Cäcile oder i d' Konkordia?»

Wie und wo haben die Würenloserinnen und Würenloser in früheren Zeiten gepostet? Viel hat sich seither verändert an den Einkaufsgewohnheiten und im Angebot. Doch der örtliche Detailhandel hat sich trotz schärfster Konkurrenz in der Nachbarschaft erstaunlich gut behauptet.

Die früheren Einkaufsgewohnheiten unterschieden sich deutlich von den heutigen. In einem ländlichen Dorf wie Würenlos war der Selbstversorgungsgrad gross. Gemüse und Obst wuchsen auf eigenem Boden. Die Leute waren zudem viel weniger mobil als heute. Auswärts einkaufen war mit hohem Zeitaufwand verbunden und auch die Läden im Dorf durften nicht allzu weit entfernt sein, schliesslich hatte die Hausfrau noch kein Auto für Grosseinkäufe.

Ein Lädeli fast an jeder Ecke

Das Einkaufen im Dorf war oft Kindersache. Die Mütter schickten sie los mit dem «Zädeli», auf dem die Einkäufe genau notiert waren. Die 1931 geborene Elvira Zweidler-Rufer steuerte als Kind meistens den Konsum an der Dorfstrasse an. Ihr Grossvater war Mitbegründer, ihr Vater lange Zeit Präsident der Konsumgenossenschaft (1), die später im Coop aufging. Der Laden befand sich noch nicht im späteren Coop-Gebäude (heute KinderOase), sondern im Haus nebenan. Ausser dem Konsum gabs noch mehrere andere Lädeli. Eines betrieb eine Cäcilia Müller zusammen mit ihrem Vater im heute noch stehenden Bauernhaus neben dem Kreisel. «Gömmmer zur Cäcile» hörte Elvira Zweidler ihre Mutter auch manchmal sagen. Maria Ernst, die heute über 90-jährig im Altersheim Spreitenbach lebt, postete hingegen im Laden der Landwirtschaft-

lichen Genossenschaft an der Schulstrasse, «schliesslich wohnten wir gleich nebenan.» Neben dem heute noch bestehenden Volg-Laden verkaufte die 1908 gegründete Landwirtschaftliche Genossenschaft auch im jetzigen Landi-Gebäude beim Bahnhof Lebensmittel. Später kam gar noch ein dritter Laden hinzu, im Buech, am Fuss der langen Treppe, nahe der Limmatbrücke.

Eines gab es in all den Lebensmitteläden nicht zu kaufen: Milch. Als es noch keine Past- und erst recht keine UHT-Milch gab, gehörte der Gang mit dem Milchkesseli in die Chäsi an der Dorfstrasse bei der Furtbachbrücke zum Wü-

Laden der Einkaufsgenossenschaft Konkordia an der Bachstrasse 2 (undatiert, vermutlich ca. 1930).

Bild: privates Archiv





Ein kleines Warenhaus mit breitem Angebot: Innenansicht der Konkordia (1950).

Bild: privates Archiv

renloser Alltag. 50 bis 60 Bauern lieferten dort zweimal täglich ihre Milch ab. Ganz in der Nähe, an der Bachstrasse, stand die Konkordia.

Die Konkordia – ein kleines Warenhaus

Die Konkordia war eine Mitte des 19. Jahrhunderts von katholischen Kreisen ins Leben gerufenen Einkaufsgenossenschaft. 25 Jahre lang wurde dieser Laden von Paula Lienammer-Locher geführt, die im November 2005 86-jährig gestorben ist. Bei ihr gab es fast alles zu kaufen. Neben Lebensmitteln auch Geschirr, Wolle, Damenwäsche und andere Textilien. Als die aus Zürich stammende junge Filialeiterin 1942 das Geschäft übernahm, habe sie es anfänglich nicht leicht gehabt als «so eini vo Züri», erinnerte sie sich in einem Gespräch kurz vor ihrem Tod. Die Würenloser waren skeptisch. Aber die junge Frau setzte

sich durch und fand hier auch ihren späteren Ehemann. Der im gleichen Haus wohnende junge Mann half ihr jeweils bei der strengen Arbeit: schwere Getränkeharasse aus Holz mit je 20 Mineralwasserflaschen, Zucker- und Mehlsäcke à 50 oder gar 100 Kilo waren herumzuschleppen. Eine Registrierkasse gabs nicht, eine Holzschublade unter dem Ladentisch war die Kasse und jeden Samstag kam der Kassier der Genossenschaft, Emil Ernst, vorbei und holte die Wocheneinnahmen ab.

In welchem Laden im Dorf man einkaufte, konnte durchaus auch etwas mit der Konfession oder mit der politischen Einstellung zu tun haben. «In der Konkordia verkehrten eher die Mehrbesseren, als Arbeiterfrau ging ich natürlich im Konsum an der Dorfstrasse einkaufen», erinnert sich Frieda Dänzer, eine Anfang der 50er-Jahre als Buffetdame im «Steinhof» zugewanderte Südtirolerin, die hier ihren späteren Ehemann kennenlernte und mit ihm eine Familie gründete.

Zum Dorf gehören seit langer Zeit auch je zwei Metzgereien und Bäckereien. Die Bäckerei an der Landstrasse hatte Hans Schwab senior, der auch als begnadeter Fotograf und Fotochronist in die Ortsgeschichte einging, seinerzeit von einer Familie Emch übernommen. Die zweite Bäckerei, an der Mühlegasse gehörte einst einer Familie Ernst. Zum Haus an der Mühlegasse gehörten lange Holzbeigen – Brennmaterial für den Holzofen. In dem buk «Beck Miggel» (Emil Ernst), der das Geschäft in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts führte, nicht nur Brot, sondern auch Wähen, für die ihm die Kunden ihre eigenen Früchte brachten. Im Anbau, in dem sich heute der kleine Laden befindet, soll sich einst gar eine Art Kaffeestube befunden haben, wo jeweils nach dem sonntäglichen Kirchgang gerne eingekehrt wurde.



Bäckersfamilie Ernst vor ihrem Haus an der Mühle-
gasse
(heute Bäckerei Arnet).

Bild: privates Archiv

Die heutige Chilemetzg war bis in die 1950er-Jahre im Besitz des späteren Steinhofwirts Konrad Maduz, dessen bald 90-jährige Witwe bis heute im Steinhof wirtet. Später ging die Metzger an die Familie Eiholzer und schliesslich an den heutigen Besitzer Jörg Pfister über. In der zweiten, nur einen Steinwurf entfernten Metzgerei an der Dorfstrasse geschäfteten von 1943 bis 1985 Ludwig und Emma Krucker. Die Metzgerei, als Spekulationsobjekt erstellt, übernahmen sie von einem gewissen Villiger. Zuvor hatte sie schon mehrmals die Hand gewechselt. Bis zur Geschäftsübergabe an Baschy Egloff im Jahre 1985 haben die Kruckers im Schlachthaus hinter dem Laden auch geschlachtet.

Emma Krucker erinnert sich gut an ihre ersten Jahre in Würenlos. «Verkauft haben wir damals vor allem einfache Sachen, sehr gefragt waren Kutteln und Leber, denn dafür brauchte es während der Lebensmittelrationierung nur halb so viel Lebensmittelmärkli wie für besseres Fleisch.» Die guten Stücke wie Filets oder Entrecôtes lieferte Ludwig Krucker damals eher in die Stadt Zürich. Kunden hatte man auch im ganzen unteren Furttal, denn bis nach Re-

gensdorf hinauf hatte es keine Metzgerei. Per Velo ging es bis nach Boppelsen, auf den Hüttikerberg oder nach Dänikon. Später schaffte sich Ludwig Krucker einen VW-Bus an und eröffnete gar ein Zweiggeschäft in Otelfingen, das noch heute von Tochter Silvia geführt wird.

Ausläuferinnen und Ausläufer – ohne diese war, als Autos noch eine Seltenheit waren, der Detailhandel kaum denkbar. Oft versahen die Lehrlinge oder auch Schulkinder den Botendienst. Beiden Bäckereien trugen ihr Brot mit einem Wägelchen aus, vor das ein Hund gespannt war. Für die Emchs habe jeweils eine legendäre Frau Zenger das Hun-



Hundegespann der Bäckerei Ernst auf der Landstrasse, unweit der Barriere. Rechts Lina Ernst, spätere Ehefrau von Gärtnermeister Füglistner (in den 1920er-Jahren).

Bild: privates Archiv

degesspann geführt, erinnert sich Elvira Zweidler. Sie selber war als Schülerin Ausläuferin für die Metzgerei Krucker. Dass ihr Lohn in den Kriegsjahren meist in Form von Wurst oder Fleisch bestand, bereicherte den Menuplan ihrer Familie. An ein Weihnachtsgeschenk der Metzgerleute erinnert sich die damalige Ausläuferin aber noch, wie

wenn sie es gestern erst bekommen hätte: «In einer mit Seide ausgestaffierten Schachtel erhielt ich Kamm, Haar- und Kleiderbürste sowie einen Schuhlöffel; wie war ich stolz, es war mein schönstes Weihnachtsgeschenk.»

Einkaufsfahrten in die Stadt

Neben den Lebensmittelläden gab es in Würenlos nur wenige Spezialgeschäfte. Für Vieles musste nach Baden oder gar Zürich gefahren werden. Es gab weder Bus noch Takt-Fahrplan der Bahn. In Baden gab es Dinge zu kaufen, die in Würenlos kaum erhältlich waren. Beim Obst- und Gemüsehändler Moneta am Schulhausplatz etwa Orangen



Metzgersfrau Emma Krucker, die auch im Schlachthäuschen hinter dem Laden kräftig zugepackt hat.

Bild: privates Archiv

oder Bananen. Das war etwas Besonderes. Elvira Zweidler erinnert sich auch, wie sie an jedem 6. Dezember mit ihrer Mutter nach Baden fahren durfte zum damaligen Kaufhaus Schlossberg (heute Manor), wo ein Samichlaus mit Eseln die Kinder beschenkte. Die Rückkehr am 6. Dezember 1937 vergisst Elvira Zweidler nie. «Schon beim Aussteigen aus dem Zug sahen wir einen Feuerschein über dem Kempfhof»: Der Bauernhof einer Familie Rolli stand in

Vollbrand. Das Unglück geschah, weil die Buben der Familie tagsüber vergessen hatten, die Chüngel zu füttern, und dies nachts im Schein einer Kerze nachholen wollten.

Mit Blumen und Pflanzen konnten sich die Würenloser ebenfalls früh schon im Ort eindecken. In einer landwirtschaftlichen Liegenschaft an der Buechstrasse legte 1928 Louis Möckel (1904 – 1998) den Grundstein zu einer Gärtnerei, aus der die beiden heute noch bestehenden, von seinen Nachfahren geführten Betriebe für Gartenbau und Baumschule hervorgegangen sind. Nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden dann die beiden heute in dritter Generation geführten Gärtnereien und Blumengeschäfte Hotz am Brunnenweg und Füglistner an der Feldstrasse. Die Konkurrenz im Ort war gross und Gärtner Füglistner fand sein Auskommen auch, indem er seine Pflanzen auf dem Markt auf dem Zürcher Helvetiaplatz anbot. Anfänglich transportierte er die Ware in einem Leiterwagen, der jeweils in Killwangen-Spreitenbach auf den Zug verladen wurde. Die Uhren gingen halt noch anders damals. Als einmal eine Trauerfamilie bei Füglistners einen Kranz bestellen wollte, habe sein Grossvater gesagt, «jetzt hämmer kei Ziit zum Chranze», worauf die Trauerfamilie stracks zurück ins Pfarrhaus marschiert sei, um die Verschiebung der Beerdigung zu veranlassen, erzählt Urs Füglistner.

Das Wegwerfzeitalter war noch nicht angebrochen. Was kaputt ging, liess man reparieren. Drei bis vier Schuhmacher gab es zeitweise im Dorf. Hinter dem Alpenrösli hämmerte Schuhmacher Samorani, «uns Buben rief er jeweils nach der Schule zu sich in die Werkstatt und war dann stets zu allerlei Spässen aufgelegt», erinnert sich der 1921 geborene Josef Dänzer. An der Schulstrasse (im heutigen Familienhaus) hämmerte, leimte und fräste Schuhmacher Brunner; er betrieb bis in die 1970er-Jahre neben der Reparaturwerkstatt auch einen Schuhladen. Velos liess man

bei «Nobody» reparieren, wie Schuhmacher Samorani auch er ein Original. Willi Ernst, wie er mit richtigem Namen hiess, hatte seine Werkstatt in einem Schopf auf dem heutigen Postparkplatz.

Die neuere Zeit

Nach 1950 wuchs die Bevölkerung von Würenlos weiter. Die Modernisierung der Dorfläden ging aber eher langsam vonstatten. Als die langjährige Leiterin des Volg-Ladens an der Schulstrasse, Romy Loosli, 1957 ihren Posten antrat, traf sie einen Laden an, wie er typisch war für die Epoche vor dem Siegeszug der Selbstbedienung. Für Frau Loosli war der alte Laden eine grosse Umstellung, hatte sie zuvor doch am Zürichsee einen topmodernen Selbstbedienungskonsum geleitet. Im Volg-Laden aber bediente das Personal noch hinter dem Ladentisch, im Rücken die Warengestelle. Wie in der Konkordia wurden auch hier viele Waren in grossen Säcken geliefert, und mussten abgewogen und in Papiertüten abgefüllt werden. Da mussten auch die Familienangehörigen mithelfen. «Auch mein Sohn Hansueli hat stundenlang Mehl abgefüllt», erzählt die Mutter des heutigen Chefs von Coop Schweiz. Er hat den Händlerinstinkt offensichtlich von seiner Mutter geerbt. Diese blieb ihrem Laden treu, obschon es in den Hochkonjunkturjahren des letzten Jahrhunderts zeitweise fast unmöglich war, Verkaufspersonal zu finden und obschon die Arbeitszeiten lang und die Doppelbelastung durch Beruf und Familie gross war. «Das Läden brauchte ich einfach, um zu leben.» Stolz erzählt sie, wie der um 1970 mit einem Anbau erweiterte Laden in ihrem letzten Jahr vor ihrer Pensionierung im Jahre 1990 fast zwei Millionen Franken Umsatz gemacht habe. Der Laden an der Schulstrasse überlebte denn auch als einziger von drei Volg-Läden. Die Filiale beim Bahnhof, die zuvor noch einen modernen Laden ennet der Landstrasse (heute Bike-Cor-



Familie Krucker vor ihrer Metzgerei.

Bild: privates Archiv

ner) bezogen hatte, sowie die kleine Filiale im Buech machten in den 1980er-Jahren dicht.

Auch die Konkordia erfuhr eine Modernisierung: das mächtige alte Gebäude an der Bachstrasse musste 1962 einem Neubau weichen. In einer Baracke wurde der Betrieb weitergeführt, bis ein Selbstbedienungsladen im Neubau (heute Coiffure Folié) bezugsbereit war. Trotzdem verschwand die Konkordia wenige Jahre später von der Bildfläche.

Dafür hielten nun mehrere Spezialgeschäfte Einzug. 1955 gründete Robert Aebischer das heute von seiner Tochter Hanni Meier und Doris Grossmann geführte Geschäft für Raumgestaltung an der Landstrasse. Im Haus nebenan, wo eine Familie Fröhli einen Usego-Laden geführt hatte, eröffnete Theodor Locher 1968 eine Drogerie. 1981 wurde diese von der heutigen Inhaberin Margrith Hagenbuch übernommen. Schon 1962 hatte Paul Fischer das nun von seinem Sohn Martin geführte Inneneinrichtungsgeschäft eröffnet, 1979 wurden die heutigen Räumlichkeiten bezogen. Im gleichen Gebäude befand sich anfänglich auch eine Kleinstfiliale der Hypo Aargau (heute NAB). Womit im Dorf eine Zeit lang zwei Banken um Kunden buhlten.

Die 1922 gegründete Darlehenskasse (heute Raiffeisenbank) hatte ihre Kunden über 40 Jahre lang in einem Nebenzimmer des Wohnhauses von Robert und Josefine Koller-Güller an der Landstrasse empfangen. Robert Koller war der erste Verwalter, nach seinem Tod übernahm seine Ehefrau den Posten. 1964 wurde das erste eigene Gebäu-

de an der Schulstrasse (heute Wohnhaus, neben Coiffeur Pius), 1987 das heutige Bankgebäude bezogen. Hier fanden auch zwei neue Ladengeschäfte ihre Bleibe: Die Ländli-Apotheke von Beat Augstburger und das Optikergeschäft von Martin Huber.

Mit diesen Neueröffnungen bewiesen viele Geschäftsinhaber Mut. 1970 hatte das Shopping Center Spreitenbach als erstes in der Schweiz seine Tore geöffnet, 1974 folgte das Tivoli. Das nahe Spreitenbach war ein Einkaufsmagnet sondergleichen geworden. «Das haben die Würenloser Geschäfte seinerzeit deutlich gespürt», erinnert sich Romy Loosli. Doch viele Würenloserinnen und Würenloser hielten ihrem örtlichen Detailhandel die Treue. Und die steigende Einwohnerzahl machte die Abwanderung von Kunden wett. Insgesamt ist die Zahl der Ladengeschäfte in den letzten Jahrzehnten ziemlich stabil geblieben. Neue Geschäfte kamen hinzu, so etwa das grosse Haushaltsmaschinengeschäft des ehemaligen Fifa-Schiedsrichters Urs Meier und der Bike-Corner von Martin Kaiser. Andere verschwanden – manche nach nur kurzer Zeit, wenige aber auch nach langen Jahren. 1999 wurde die «Chäsi» geschlossen. Mit den letzten zwei Betreibern hatte die Milchgenossenschaft wenig Glück, zuvor aber war die Familie Habegger 20 Jahre auf der Chäsi und ihr Laden war vor allem am Samstagmorgen Treffpunkt der Käseliebhaber und jeweils «gestossen» voll. Die Stilllegung war auch für die Bauern ein Einschnitt. Hatten sie bis anhin täglich zweimal ihre Milchkannen zu Fuss, mit dem Moped oder dem Traktor in die «Hütte» gebracht, holt nun bei den noch zehn Milchbauern ein Tankwagen der Aargauer Zentralmolkerei die Milch ab Hof.



Früchte- und Gemüseauslage der Konkordia, kurz vor dem Abbruch des alten Ladens im Jahre 1962, mit Paula Lienammer (links) und Rösli (Sekinger-) Günter.

Bild: privates Archiv

Neue Konkurrenz

Veränderungen brachte die Eröffnung des Coop-Supercenters vor Weihnachten 2001. In der so genannten Marktgasse darüber hat sich das Marktreiben zwar bis heute nicht so richtig entwickelt. Immerhin, ein Reisebüro mit Café und das junge Blumengeschäft Pflanz Art haben hier eine Bleibe gefunden. Insgesamt ist aber das Angebot an Ladenflächen in Würenlos momentan grösser als die Nachfrage. Das neue Coop-Center aber lockt Kundschaft aus der ganzen Region an, es macht mit seinem breiten Angebot indessen auch den angestammten Läden zu schaf-

fen. So ist die Metzgerei Egloff mittlerweile nur noch am Freitag und Samstag geöffnet, der Inhaber hat sich vor allem auf die Belieferung von Restaurants verlegt. Ende 2004 überraschte auch Bäcker Hans Schwab seine Kundschaft mit der Mitteilung, sein Laden werde an Weihnachten geschlossen, zu stark hätten sich die Einkaufsgewohnheiten geändert. Der Laden blieb glücklicherweise nicht lange geschlossen: Limmatbeck Binder verkauft nun darin sein in Spreitenbach gebackenes Brot. Und in der Backstube arbeitet Hans Schwab weiter – für seine Stände auf den Wochenmärkten in Baden, Wettingen und Zürich-Altstetten und für seinen Apéro-Service. Schon lange ist auch

Laden der Einkaufsgenossenschaft Konkordia an der Bachstrasse 2 (undatiert, vermutlich ca. 1930).

Bild: privates Archiv



Beck Arnets etwas versteckter Laden an der Mühlegasse nur noch samstags geöffnet, Robert Arnet, der das elterliche Geschäft 1976 übernahm, verlegte den Schwerpunkt seiner Geschäftstätigkeit nach Baden.

Längere Ladenöffnungszeiten, Sonntagsverkauf, ausländische Billiganbieter (Aldi, Lidl): darüber wird momentan viel geredet und geschrieben in der Schweiz. Droht da den Dorfläden als eher kleinen Familienbetrieben Gefahr? Vielleicht. Doch die Würenloser Detailhändler haben schon manchen Sturm im Markt überstanden. Sonntags eine Krawatte kaufen oder ein Parfum, das können Würenloserinnen und Würenloser auf eigenem Boden schon seit Jahrzehnten – auf der Shopping-Brücke über der A1. Sie steht seit 1972.

Peter Fröh

1) Die örtlichen Konsumvereine (oder -genossenschaften) waren im 19. Jahrhundert als Selbsthilfeorganisationen aus der Arbeiterbewegung hervorgegangen. 1890 wurde der Verband Schweizerischer Konsumvereine – heute Coop – in Basel gegründet.

Quellen: Gespräche mit den im Bericht zitierten Personen, «Ortsgeschichte Würenlos» von Peter Witschi, «Würenloser Gewerbeschau 1986» (Beilage zum «Badener Tagblatt»), Broschüre «75 Jahre Raiffeisenbank Würenlos».

Autorität ohne den grossen Stecken

Helene Schrutt-Siegrist, ehem. Lehrerin in Würenlos

Helene Siegrist wurde am 16. August 1916 (rechne) als jüngste von drei Geschwistern im Liebenfelsquartier in Baden geboren. Obwohl sie in einer wohlgeordneten Lehrerfamilie aufwuchs, war sie gemäss ihrer Schilderungen eher ein naturverbundener Wildfang und eine phantasievolle Träumerin. Ihre Eltern und andere Vorfahren, die Winzer, Landwirte oder Müller waren, legten ihr die Liebe zur Natur, zur Kultur und zu den Mitmenschen in die Wiege, was sie ihr ganzes Leben lang begleitete.

Mit diesem Beitrag zur Alltagsgeschichte der Gegenwart werden einige Facetten aus dem reichen Leben der langjährigen, sehr beliebten Lehrerin einem grösseren Publikum offenbart. Frau Schrutt erfreut sich einer guten Gesundheit und eines beneidenswerten Gedächtnisses, sodass es ein Vergnügen ist, ihren Erzählungen zu folgen.

Meine Erinnerungen an die Kinder- und Jugendzeit

Die Zürcherstrasse – damals die Hauptstrasse von Zürich nach Baden – war noch sehr verkehrsarm und somit ein Spielplatz für die Kinder des Quartiers. Nur der Arzt und der Milchmann hatten ein Auto; hie und da durften wir kurz mitfahren und freuten uns sehr darüber. Im Winter konnten wir am heute überbauten Hang schlitteln. Ein anderer wichtiger Spielort war der Wald. Insbesondere der nahe, sagenumwobene «Tüfelskeller» hatte es mir angetan. Wie glücklich war ich, endlich richtig in die Schule gehen zu dürfen, denn vorher schon durfte ich hie und da meine Geschwister dorthin begleiten. Obwohl ich sehr gerne zur Schule ging, war ich keine Streberin, besonders in der



Helene Schrutt 1947.

Bild: Privates Archiv

«Schnurpfi» (Handarbeit) schaute ich lieber zum Fenster hinaus, in die Natur, wo ich in Ästen und Zweigen geheimnisvolle Zwerge und Feen entdeckte. Einmal versteckte ich das Chörbli mit der Lismete hinter einem Kasten. Zur Rede gestellt, erklärte ich der Lehrerin, ich hätte gehofft, dass mir die Zwerge bei der Arbeit helfen würden. Eine Ohrfeige der Lehrerin holte mich dann wieder aus meinen Träumen zurück. Auch sonst war man nicht gerade zimperlich mit Strafen. Diesbezüglich war der Samstag ein besonderer Tag. Nach dem Vorlesen aus einem beliebten Jugendbuch – in guter Erinnerung sind mir noch die

«Turnachkinder» – wurden die Knaben, die während der Woche etwas angestellt hatten, auf den Tisch gelegt und durchgeklopft, was nicht selten eine Staubwolke zur Folge hatte (die Buben nahmen es locker und tapfer hin). Dann nahm die Lehrerin die Handorgel, und mit Musik und Gesang klang die Schulwoche aus. Schlimmere Laus-



Aufmerksam und interessiert: Die 90jährige Helene Schrutt unterrichtete von 1936 bis 1976 in Würenlos.

Bild: Christoph Isler

buben wurden auch mal für einige Stunden in den Karzer (Kellerraum) eingesperrt. Vor dieser sportlichen und draufgängerischen Lehrerin hatten wir eine sehr feine, zierliche, aber auch etwas unnahbare Lehrerin, die wir «das Veilchen vom Schlossberg» nannten. Sie brachte uns u.a. bei, wie man «vornehm» ein Stück Brot isst oder wie man mit spitzem Mund ein Zeltli schleckt.

Nach wie vor energisch und witzig.

Bild: Christoph Isler

In der Freizeit ging man hie und da in die Nachbarhäuser, um etwas zu singen oder zu tanzen, und freute sich dann sehr, wenn die Aufführung mit einem Guetzli oder Schöggeli verdankt wurde. Mit Botengängen konnte man auch einen Batzen verdienen, der dann gespart oder im geliebten Quartierladen in Sugus umgetauscht wurde. Schon damals spielte die Mode eine gewisse Rolle, so wollten alle Mädchen dieselbe rote Kappe tragen. Man war «in», wenn man besonders gut in einem selbst erfundenen Kauderwelsch lustige Geschichten erzählen konnte. Hie und da

liessen wir auf der Strasse einen bunt gefärbten «Hurli» drehen, den man beim Cordulaplatz beim Drechsler für einen Franken kaufen konnte. Viele Nachbarkinder kamen aus einfachen Verhältnissen, ihre Mütter arbeiteten in der «Pfpfi» – den Webereien in der heutigen Webermühle. Andere Schulkameraden wohnten im damals ärmlichen Haldequartier oder in der oberen Gasse. Diese freuten sich sehr, wenn mir die Mutter einige Butterbrote für sie mitgab. Soziales Verhalten wurde für uns so zur Selbstverständlichkeit. So traf man sich oft und gerne in Siegrists blumenreichem Garten; er war der «Treffpunkt fremder Heere», wie mein Vater sich ausdrückte. In der Bezirksschulzeit hatte ich zuerst etwas Anpassungsschwierigkeiten, da ich die Nähe der Natur vermisste und mich mein Vater, der an der Bez Deutsch, Französisch und Italienisch



unterrichtete, besonders streng behandelte. Das hat mir aber die Sympathie der Klasse bewahrt. Jeder Lehrer hatte seinen Übernamen; so gab es den Physiklehrer «Maroni» oder den Musiklehrer «Simba», dessen Tochter dann meine Freundin wurde. In der Freizeit durchstreiften wir mit den neuen Kameraden beim «Stadtfangis» die ganze Stadt und versteckten uns in irgendeinem Haus, ohne dass jemand reklamiert hätte.

Seminarzeit

Ich wollte schon immer Lehrerin werden, da ich stets gerne Kinder um mich hatte. Nach einer schwierigen Aufnahmeprüfung besuchte ich das Seminar in Aarau. Diese Zeit habe ich in sehr guter Erinnerung. Besonders schätzte ich die humanistische Bildung und die grosse schulische Freiheit; so konnten wir verschiedene Schreibstile ausprobieren und entwickeln, wir wurden nicht in ein Schema gedrückt. Auch lernten wir noch die alte deutsche Kurrentschrift und andere Schrifttypen. Die Förderung der deutschen Sprache war ein vordringliches Ziel. Meine Lieblingsschriftsteller waren Theodor Storm und Hermann Hesse, dessen Gedicht (S. 33) zeitlebens meiner Gemütslage in Bezug auf das heute abgerissene Haus meiner Eltern entsprach. Für persönliche Bedürfnisse war aber die Freiheit beschränkt; uns wurde sogar die persönliche Post kontrolliert, und eine Bewilligung für Ausgang gab es selten. Wenn wir wieder mal «die Tränen fliessen lassen wollten», gingen wir ins Kino, um einen Film mit Greta Garbo zu sehen.

Unterstufenlehrerin in Würenlos von 1936 bis 1976

Nach dem Seminar waren etwa 200 Lehrpersonen arbeitslos. Viele gingen ins Ausland, oft als «Au pair» nach Italien, Frankreich oder England, um eine Fremdsprache zu verbessern. Ich selbst hatte eine Stelle in Nizza in Aussicht, aber meine Eltern waren dagegen und so bewarb ich mich für eine Stelle in Würenlos, die ich dann auch erhielt und 1936 als 20-Jährige mit grossem Engagement antrat. Die Eltern der Schüler waren sehr froh, als wieder Ruhe und Gelehrsamkeit in die verwilderte Klasse einkehrte; die Vorgängerin war infolge einer psychischen Erkrankung völlig überfordert gewesen. Wohl trauten mir nicht alle zu, die Aufgabe selber zu meistern, machte man mich doch darauf

aufmerksam, dass ich im Notfall jederzeit einen älteren Kollegen oder den Herrn Pfarrer zu Hilfe holen könne. Ein grosser Stecken würde meine Autorität zusätzlich vergrössern. Ich setzte lieber auf andere Rezepte: den Kindern viele sinnvolle Geschichten erzählen – denen sie auch gespannt zuhörten – und in kritischen Situationen Ruhe bewahren. Es war selbstverständlich, dass man sofort auch am öffentlichen Leben der Gemeinde teilnahm. Bald war ich in der Trachtengruppe, sang im gemischten Chor, schrieb die Protokolle im Frauenverein, gründete die Damenriege und war gleich auch die Vorturnerin.

Jetzt musste ich eine junge, sanfte Frau sein und durfte als geachtetes «Fräulein Lehrerin» ja nicht negativ auffallen. Auf Geheiss der Obrigkeit musste ich sogar meine Frisur ändern. Man war dauernd unter der Kontrolle der Bevölkerung, durfte nicht einmal den Freund zeigen, es hätte ein grosses Dorfgeschwätz gegeben. Die Bauern selbst heirateten nur gerade «über den Miststock hinweg». Fremde Burschen wurden in den Brunnen getaucht. Aber diese Ehen waren so gut wie die heutigen; die gemeinsamen Arbeiten und Sorgen verbanden die Familien. Mit den Bauernkindern hatte man in der Schule selten Probleme, auch

*Begeisterte Erzählerin:
Helene Schrutt im
Gespräch mit Karl Wiederkehr.*

Bild: Christoph Isler



wenn manchmal bis 50 Kinder zu betreuen waren. Die Eltern unterstützten mich sehr. Würenlos hatte damals etwa 2'000 Einwohner, davon waren viele so genannte Rucksackbauern, die nach der Betreuung ihrer wenigen Tiere in den Fabriken arbeiten gingen. Aber die Wirtschaftskrise traf alle. Wir Frauen erhielten selbstverständlich weniger Lohn als unsere männlichen Kollegen. Ich verdiente damals Fr. 270.–/Monat, Kost und Logis in der Familie eines Lehrerkollegen kosteten Fr. 70.–, und ich musste auf sein Geheiss hin jeden Monat Fr. 20.– auf der Raiffeisenbank einbezahlen, deren Präsident er selbst war. Eine Handarbeitslehrerin war die Kassierin und freute sich jedesmal, wenn sie wieder weitere Fr. 20.– verbuchen konnte. Mein ursprüngliches Klassenzimmer und das Mobiliarium waren wirklich sehr alt und verbraucht. Ich versuchte mit Bildern und Blumen etwas Wärme und Gemütlichkeit hinein zu bringen. Meine Freude war gross, als es 1955 sehr schön renoviert wurde.

Einige spezielle Erlebnisse und Ereignisse aus der Zeit als Lehrerin in Würenlos

Meine erste Schulreise führte uns auf die Baldegg. Da es zu regnen anging, durfte die tropfnasse Klasse im Erstklassabteil mit dem Zug von Baden nach Würenlos fahren, was damals noch ein freudiges Ereignis war. 1941 nutzte ein Grossteil der Würenloser Bevölkerung und der Schulklassen die Gelegenheit für eine gemeinsame verbilligte Reise auf die Schynige Platte. Auf der fröhlichen Heimfahrt vermochte die Dampfbahn auf den Brünig die schwergewichtigen Würenloser nicht mehr hochzuziehen und rutschte mehrmals wieder retour, sodass wir mit sehr grosser Verspätung in Zürich eintrafen. Ein ausserordentlicher Schnellzugshalt im stockdunklen Bahnhof von Killwangen ermöglichte dann doch noch die Heimkehr. In guter Erinnerung ist mir auch noch eine Schulreise auf den Homberg. Wir nahmen auch unsere zwei körperlich be-

hinderten Klassenkameradinnen im Leiterwagen mit. Mit vereinten Kräften wurden sie in die Bahnwagen geladen, und man stritt sich förmlich, wer jetzt die Wagen bergwärts ziehen durfte. Überhaupt hatten besonders jene Klassen, die auch ein Behindertes mittrugen, immer einen ganz besonders guten Klassengeist.

Je nach Bedarf mussten die Lehrer am Abend auch noch Aufsicht im Dorf halten und säumige Kinder darauf hinweisen, dass sie jetzt nichts mehr auf der Strasse zu suchen hatten. Jede Woche war entweder ein Aufsatz oder ein Diktat obligatorisch, was vom Inspektor auch genau kontrolliert wurde – heute undenkbar, aber wohl immer noch nützlich. In den Fünfzigerjahren wurde ich wider meinen Willen zur ersten weiblichen Präsidentin der Bezirkskonferenz der Lehrerschaft gewählt und musste in manchen Kommissionen und Ämtern zeigen, dass auch Frauen so was können, was zuerst von verschiedenen männlichen Kollegen bezweifelt wurde.

Einige meiner pädagogischen Ideen

Da ich meist 2 Klassen gemeinsam betreute, bat ich jeweils die 2.-Klässler für die neuen 1.-Klässler einen Blumenstrauß mitzunehmen und auch nachher je ein Kind speziell zu umsorgen, sodass sich diese rasch wohl fühlten. In einer Bank sass immer ein Knabe neben einem Mädchen; ich wollte damit den natürlichen Umgang unter den Geschlechtern fördern.

Ein wichtiges Anliegen war mir, dass neue Buchstaben, Zahlen und Rechnungen mit allen Sinnen erlebt und so eingeführt wurden. So haben wir Buchstaben geturnt, mit Trommeln und Trompeten Zahlen versinnbildlicht oder Subtraktionen zusätzlich mit Wegwerfen von Steinchen geübt.

Viele Schüler erinnern sich wohl noch an die Schachtel mit «buntem Allerlei». Die Schüler haben ja ein unterschiedliches Arbeitstempo. Wenn jemand fertig war, holte er einen Zettel aus jener Schachtel und fand dann einen Auftrag wie «Lese im SJW-Heft die Seite 12», «Betrachte das sommerliche Bild an der Wandtafel und zeichne es winterlich» oder «Schau zum Fenster hinaus, beobachte und schreibe einige Sätze dazu». Geschätzt war auch «Gehe zum Brunnen hinaus, höre auf sein Plätschern und notiere deine Gedanken». Ich legte Wert auf eine schöne Schrift und das sorgfältige Führen der Schulhefte, was manchem



Schüler später noch zugute kam. Kaum hatte ich einmal mit einer wohlgeplanten Lektion über das Eichhörnchen begonnen, als ein Schüler rief: «s`Güllers händ au es zahms Eichhörnli dehei». Wir liessen alles liegen und gingen sofort zu Güllers, wo wir mit direktem Anschauungsunterricht die Lektion fortsetzen konnten. Jeder Schultag endete mit einem kurzen Gebet, es förderte die Ruhe und Selbstbesinnung. Auch ein langer Schulweg war meines Erachtens diesbezüglich eher ein Vorteil. Ich freute mich auch, mit Studenten und Praktikanten aus dem Seminar zusammenzuarbeiten und sie für ein freudiges Schuleben zu begeistern. Ich denke gerne an meine Lehrerzeit zurück. Es war immer spannend, wie unterschiedlich die

Schüler reagierten. Ich bin froh, dass ich diesen Beruf gewählt habe. Aber ob ich ihn in der heutigen, hektischen Zeit mit den vielen Vorschriften und Neuerungen noch ausüben möchte? – Ich bezweifle es.

Kulturkreis

Auf Initiative von Pfarrer Bossert und Albert Isler wurde 1968 der Kulturkreis gegründet. Ich gehörte zusammen mit Gemeindeschreiber Haslibacher, Richard Benzoni und Alois Hauser zu den ersten Mitarbeitern. Richard

Benzoni illustrierte die Einladungen und malte zu jedem Anlass ein Aquarell ins Gästebuch – und das bis zum heutigen Tag. Das dritte Buch ist schon fast voll: ein grosser Kulturschatz von Würenlos.

Aber es war ein harziger Anfang. Oft sprachen berühmte Persönlichkeiten vor nur wenigen Interessierten, obwohl wir die Bewohner fast um ihre Teilnahme anbettelten, ihre Wünsche erfragten und uns damals schon um eine grosse Vielseitigkeit bemühten. Kabarettisten hatten immer grossen Erfolg und mehr als einmal füllte der begeisterte Naturvermittler Hans A. Traber den Saal. Pfarrer Bossert war auch die treibende Kraft, als 1970 mit dem totalen Engagement der ganzen Gemeinde das grosse Festspiel

*Lehrerkollegium
Albin Füglistaller,
Helene Schrut (damals
Fräulein Helene Siegrist),
Hermann Weibel,
Walter Eggsbühler,
Fräulein Erna Pfiffer,
Rudolf Meier.*

Bild: privates Archiv

von Silja Walter aufgeführt und mit einem unvergesslichen Umzug ergänzt wurde. Dieser Anlass förderte den Zusammenhang des ganzen Dorfes, auch die Oekumene und war ein gewaltiger Impuls für das ganze Dorfleben.

1968 Heirat mit Meinrad Schrutt

Im Juli 1968 waren die Tage von «Fräulein Siegrist» gezählt. Ihr Mann stammte aus einer alten Schwyzer Familie, war aber als 21-Jähriger nach Amerika ausgewandert und führte dort während 42 Jahren ebenfalls ein sehr erfülltes Leben in der Hotelbranche (Hilton-Plaza in New York). Er wollte so wenig wie ich die neue Heimat verlassen. Deshalb läuteten für mich erst nach seiner Pensionierung und nach 13-jähriger Bekanntschaft die Hochzeitsglocken und ich hiess fortan Frau Schrutt. Wir lebten jetzt zusammen im Haus mit dem grossen Garten an der Ecke des Buechwaldes, das ich 1959 zusammen mit meiner Schwester bauen liess. Leider verstarb mein Mann dann allzufrüh.

Nach der Pensionierung

Jetzt hatte ich wieder mehr Zeit für meine Hobbys und für das Reisen. Immer aber steht der Mitmensch im Zentrum meines Interesses. Auch nach meiner Pensionierung wurde ich von verschiedenen Leuten noch oft um Rat gefragt und bekam Kartengrüsse und Briefe aus aller Welt, was mich natürlich immer freute. Ich versuche, die guten Kontakte aufrecht zu erhalten und habe weiterhin Interesse am dörflichen und schulischen Geschehen.

Die raschen Umstellungen und Veränderungen geben mir aber zu denken. Man kann meines Erachtens die Entwicklung eines Kindes nicht künstlich beschleunigen; es ist wie bei einem Apfel, der einfach seine Zeit braucht bis zur Reife.

In Konstanz in der Schweizertracht verhöhnt

Da auch in der Schweiz die Arbeitslosigkeit und Armut grosse Probleme waren, imponierte einigen Schweizern der Erfolg der deutschen Nationalsozialisten. Mir machten sie allerdings keinen grossen Eindruck, ich hatte auf Grund des Studiums russischer Literatur während des Seminars viel grössere Angst vor dem Kommunismus. Bei einem Besuch in Konstanz fiel mir aber plötzlich auf, dass wir nicht mehr gerne gesehen wurden und meine Kleidung mit «Kuhschweizertracht» verhöhnt wurde. Dass Jugendliche in Uniformen stramm durch die Strassen marschierten und sangen, empfand ich nicht als gefährlich, wohl aber als unangenehm. Erschreckt wurde ich dann, als an den Geschäften Judensterne angebracht werden mussten oder als ich bei einem Fest in Heidelberg immer wieder angepöbeln wurde, weil mein Tanzpartner die Gesichtszüge eines Juden hatte; er war aber ein waschechter Appenzeller. In Baden hatte es damals sehr gut ausgebildete Juden, meist Juristen, sie wurden aber nicht geplatzt. Es gab in Baden jedoch auch arme Juden. Doch auf einmal grüssten sich die Schweizer Frauen von deutschen Männern mit dem Hitlergruss, und die «Fröntler» hatten auch hier ihren Zulauf. Mir war unbegreiflich, dass man Hitler, dem grausam primitiven «Brüeli», so begeistert zuhören konnte. Gemäss der Mobilmachung bestand ein Plan, nach dem ich die alten und die behinderten Einwohner hätte ins Reusstal führen sollen. Als im Mai 1940 besonders grosse Invasionsgefahr



bestand, kam die Frau von Kollege Füglistaller zu mir, um zu melden, dass wohl der Einmarsch der Nazis unmittelbar bevorstehe, da den Soldaten der Notvorrat verteilt worden sei. Wir gingen mit den Kleidern ins Bett und erwarteten das scheinbar Unvermeidliche. Gottlob begann es dann zu regnen. Die Deutschen überfielen Belgien. Die Gefahr für die Schweiz war vorerst gebannt. Aber die Soldaten blieben in ihren Stellungen und besonders die grenznah wohnenden, wohlhabenderen Leute flohen in die Innerschweiz. Wir Zurückgebliebenen hatten ein seltsames Gefühl, aber Vertrauen ins Militär und in den Schutz der Berge. Der General war der Inbegriff der Sicherheit. Die Anbauschlacht und andere Aktionen förderten das Gemeinschaftsgefühl und den Durchhaltewillen. Gespannt hörte man die aktuellen Radioberichte von R. von Salis und von H. Haller aus London, las die Zeitungsberichte und verfolgte so das Weltgeschehen.

Ich selbst hatte fast keine Zeit für die Politik, denn ich musste zusätzliche Schüler betreuen von den Kollegen, die Aktivdienst taten. Aber auch die Kinder mussten helfen, zum Beispiel bei den Gemüsebauern im Furttal, wo auch internierte Polen arbeiteten. Bei Alarm hätte man sofort in den Keller abtauchen sollen, was einen sehr belastete. Die irrtümliche Bombardierung von Genf und Schaffhausen zeigte uns aber, dass das auch sinnvoll war. In dieser Zeit hielt ich meine Schulstunden in der alten Kirche und im Nebenraum der reformierten Kirche, da das Schulzimmer von den Soldaten als Soldatenstube belegt war. Nachher bedankten sie sich herzlich und mit fröhlichen Soldatenliedern für die Gastfreundschaft. Alles geriet durch den Krieg aus den Fugen, bisher Geordnetes wurde aufgelockert. Für die meisten Leute waren es sechs verlorene Jahre. Die schönsten Lebensjahre waren durch den Krieg getrübt. Wie glücklich waren alle, als im Mai 1945 die Glocken den Frieden verkündeten und der böse Spuk zu Ende war, und jeder wünschte «nie mehr Krieg»!

Schlussgedanken

Frau Helene Schrutt-Siegrist hat in Würenlos durch ihre jahrzehntelange, engagierte Tätigkeit als Lehrerin und Förderin der Kultur bleibende Spuren hinterlassen. Sie ist eine mütterliche, fürsorgliche Frau, die ihre Mutterliebe aber voll ihren Schulkindern schenkte. Sie förderte die alten – leider heute oft vernachlässigten – Tugenden der Ehrfurcht vor der Natur und der Würde des Mitmenschen. Auf die Frage, welches Ereignis ihres Lebens noch in besonderer Erinnerung sei, antwortete Frau Schrutt ohne Zögern: «Das war ganz sicher die grosse Solidarität der Menschen während dem 2. Weltkrieg sowie das grosse Engagement und der Zusammenhalt des ganzen Dorfes für das Festspiel von 1970.» Ich wünsche Frau Schrutt, dass sie ihre geistige Regsamkeit, ihre vielseitigen Interessen und natürlich ihre Gesundheit noch lange bewahren kann und wünsche ihr alles Gute.

Aufgezeichnet von Karl Wiederkehr

Gedicht:

Es ist immer derselbe Traum:
Ein rotblühender Kastanienbaum,
ein Garten voll von Sommerflor,
einsam ein altes Haus davor.
Dort wo der stille Garten liegt,
hat meine Mutter mich gewiegt.
Vielleicht – es ist schon lange her –
steht Garten, Haus und Baum nicht mehr.
Vielleicht geht jetzt ein Wiesenweg
und Pflug und Egge drüber weg.
Von Garten, Haus und Baum
ist nichts geblieben als mein Traum.

Hermann Hesse

Rückblick ehemaliger Schüler von Frau Schrutt:

Ernst Hauser

Er gehörte zur ersten Schulklasse von Frau Schrutt.

Ich war einer der ersten Schüler von Frl. Siegrist. Ja, wie die Zeit vergeht. Vor 69 Jahren, also 1936, ging ich in die dritte Klasse. Meine damalige Lehrerin war psychisch und physisch angeschlagen. Das nützten meine Schulkollegen und ich auf gemeine Art aus und störten den Schulunterricht empfindlich. Dafür schäme ich mich noch heute.

Nach den Sommerferien erwartete uns im Schulzimmer nicht die bisherige Lehrerin, sondern uns wurde Frl. Siegrist (später Frau Schrutt) als ihre Nachfolgerin vorgestellt. Das junge, hübsche Fräulein – sie war nur wenig älter als die Schülerinnen der obersten Klassen – war also unsere neue Lehrerin und wir ihre erste Klasse. Sie kam di-

rekt vom Seminar zu uns, wurde also in eiskaltes Wasser gestossen. Jedenfalls war sie überaus mutig, denn der desolate Zustand unserer Klasse war ihr bekannt.

Die aktiven Lehrkräfte hatten damals zu uns Schülern einen respektvollen Abstand. Humor und Lebensfreude waren in der Schulstube nicht besonders gefragt. Für Zucht und Ordnung war der Rohrstock häufig in Gebrauch. Für meine Klasse änderte sich das aber mit Frl. Siegrist auf einen Schlag.

Die Lehrerin strahlte Freude aus und führte uns mit natürlicher Autorität. Die Unterrichtsstunden gestaltete sie interessant und abwechslungsreich, ja teils spielerisch. Für Flausen hatten wir weder Zeit noch Lust. Sie brachte es fertig, aus uns «Lausbuben», nicht gerade Engel, aber doch wieder gesittete Knaben zu machen. Dafür sind ihr meine Kameraden und ich (wir sind nur noch fünf) äusserst

Helene Schrutt mit einer Klasse. Vermutlich in den 60er Jahren.

Bild: privates Archiv



dankbar. Natürlich ging es nicht ganz ohne Ermahnungen ab, aber Züchtigungen mit einem Stock waren ihr fremd. Ich ging wieder voller Freude in die Schule und denke auch gern zurück, wie schön es war, wenn wir zum Schulbeginn am Morgen ein fröhliches Lied singen durften oder wenn sie uns, wenn wir gut gearbeitet hatten, eine Geschichte erzählte. Dabei waren wir «mux-mäuschen-still». Wir waren dankbare Zuhörer.

Gute Arbeit wurde mit einem «Fleiss-Zettel» belohnt und für 10 Zettel erhielt man eine Schokolade. Das war für die damalige Zeit etwas Aussergewöhnliches. Es herrschte ja eine Wirtschaftskrise, die viele Familien in grosse Not brachte. Eine Arbeitslosenkasse gab es damals noch nicht. Auch hatten unsere Eltern immer Angst vor einem sich abzeichnenden Krieg. Jedenfalls musste gespart werden und für Schokolade oder anderen Luxus wurde kein Geld ausgegeben.

Ich muss nun gestehen, dass ich zu den Knaben gehörte, die keinen Anlass boten, mit Fleiss-Zetteln überschüttet zu werden. Ich konnte also von einer Schokolade nur träumen. Um dennoch in den Genuss dieser raren Süssigkeit zu kommen, legten wir Knaben unsere einzelnen Zettel zusammen und es klappte. Wir teilten die Schokolade untereinander auf und assen sie mit grossem Genuss. Ich bin mir auch ganz sicher, dass Frl. Siegrist unseren «Bschiss» bemerkt hatte, uns aber die Schokolade, die sie von ihrem kargen Lohn bezahlte, von Herzen gönnte.

Wenn man private oder schulinterne Sorgen hatte, konnte man sich Frl. Siegrist ohne weiteres anvertrauen. Sie sah auch sofort, wenn mit einem Schüler etwas nicht in Ordnung war und wusste meistens einen Rat.

Im Frühling 1937 war mein schönstes Schuljahr (der Teil mit Frl. Siegrist) zu Ende, was ich ausserordentlich bedauerte. Der Schulbetrieb in den nachfolgenden Klassen war wieder wie in der Urzeit.

Fazit: Frl. Siegrist war der Zeit weit voraus. Ihre Unterrichterteilung spornte mich zum Lernen an und ich durfte gleichwohl noch ein Kind sein. Ich musste nicht, sondern ich wollte in die Schule. Sie hat auch bewiesen, dass weder ein Rohrstock noch andere schmerzhaften Züchtigungen nötig waren, um uns auf schöne und interessante Art und Weise zu unterrichten. Dafür danke ich Ihr.

Ernst Hauser

Marcus Ulber.

Er besuchte die letzte Klasse von Frau Schrutt:

**Ich hatte das Glück, 1976 das erste Jahr der Primar-
schule bei Frau Schrutt verbringen zu können, bevor
sie in Pension ging. Einige Dinge sind mir aus diesem
Jahr in lebendiger Erinnerung geblieben:**

In der Nähe von Frau Schrutt duftete es immer nach einer Salbe, die sie vermutlich für ihre Beingelenke verwendete. Ich glaube, ich würde diesen Duft heute noch erkennen.

Natürlich waren die Fleisszettel immer noch präsent und heiss begehrt. Ich kann mich nicht mehr erinnern, welches die Bedingungen waren, um einen dieser Zettel zu erhalten, aber ich erinnere mich, dass ich bereits am ersten Schultag einen Zettel bekommen habe, den ich voller Stolz zuhause präsentieren konnte. Zwei Zettel bewahre ich bis heute in einem «Schatztruckli» im Büro auf. Die übrigen habe ich umgetauscht in Modellbastelbögen von historischen Schweizer Gebäuden, vor allem Burgen und Schlösser. Das Schloss Sargans thronte noch lange auf dem Brett oberhalb des Fensters in meinem Kinderzimmer.

Die Fleisszettel waren für mich ein hervorragendes Motivationsmittel. Frau Schrutt wusste aber auch auf andere Art zu motivieren. Indem sie schwächere und behinderte Mitschüler ganz besonders einband und in den Unterricht integrierte, förderte sie den Zusammenhalt und den Geist der Klasse.

Das Alphabet brachte sie uns Buchstaben für Buchstaben bei. Für jeden Buchstaben galt es nicht nur den Laut, sondern auch eine dazugehörige Bewegung zu lernen. Für das O war das ein Kreis, den wir mit der Handfläche auf dem

Bauch formten. Das S war – glaube ich – eine Schlangenlinie in der Luft, und ich weiss noch, wie die Klasse immer wieder gestenreich OOOOOOOO und SSSSSSSS intonierte. Auf diese Art vermittelte uns Frau Schrutt das Lesen und Schreiben über mehrere Sinne.

Frau Schrutt gab uns jeweils einfache Sätze zum Lesen, die nur aus denjenigen Buchstaben bestanden, die wir schon kannten. Ich erinnere mich an das eigenartige Wort «Hubel» in einem Satz. Weil wir den Buchstaben G noch nicht kannten, waren die Worte Berg und Hügel tabu.

Dass ich die linke Hand gebrauchte, als wir die ersten Striche auf ein liniertes Papier bringen mussten, gefiel Frau Schrutt zu Beginn gar nicht. Da drang noch die «alte Schule» durch. Auf Anraten meiner Mutter präsentierte ich Frau Schrutt dann eine Zeile rechts geschriebene und eine Zeile links geschriebene Striche. War es der deutliche Unterschied in der Qualität, war es eventuell ein Gespräch zwischen Lehrerin und Eltern? Jedenfalls war die linke Hand von da an bei Frau Schrutt akzeptiert.

Marcus Ulber, Jahrgang 1969

Turnen ist ein Extremsport

Interview mit Niki Böschenstein

Niki Böschenstein, wer bist du?

Ich bin 20 Jahre alt, Turner und bin seit drei Jahren Mitglied im Nationalteam. Daneben besuche ich die Handelsmittelschule in Biel. Das bin ich.

Wer ist deine Familie?

Meine Eltern wohnen in Würenlos und ich habe einen Bruder und einen Halbbruder.

Seit wann lebst und trainierst du in Magglingen.

Seit August 2002.

Wo hast du vorher gelebt und die Schulen besucht?

Ich habe in Würenlos die Sekundarschule besucht und anschliessend in Biel das 10. Schuljahr absolviert. Seit der bestandenen Aufnahmeprüfung bin ich an der öffentlichen Handelsmittelschule in Biel.

Kann man sich neben der Spitzensportlerfähigkeit auch noch Hobbys leisten?

Natürlich gibt es Dinge, die ich gerne tun würde und zum Teil auch tue. Bowlingspielen mit Kollegen zum Beispiel. Für die «Badi» reicht es an wenigen Wochenenden. Für Kollegen kann man sich aber immer mal Zeit nehmen.

Und Zeit für eine Freundin?

Das bleibt Privatsache.

Daraus lässt sich schliessen, dass die Zeit für eine Partnerschaft verfügbar wäre.

Es ist schwierig, man ist immer unter Stress. Ich möchte mein Leben in der kurzen freien Zeit eigentlich so leben, wie ich es

mir vorstelle. Dabei muss man natürlich egoistisch sein und dann wird es schwierig, noch eine Freundin zu haben.

Du hast von der Lebensgestaltung gesprochen, ist das Leben als Kunstturner ein gutes Leben?

Es ist ein gutes Leben, aber auch ein hartes Leben. Ich lerne zum Beispiel bereits als junger Bursche viele Länder kennen. Es ist ein schönes Leben, wenn man den Sport liebt, aber es ist auch sehr stressig. Ich kann in dieser Zeit viele Erfahrungen sammeln im Turnen, aber auch im Leben, zum Beispiel Sprachen lernen. Turnen ist ein Sport, den man nicht ewig betreiben kann – maximal bis zum Alter von 30 Jahren. Aber insgesamt ist es für mich sehr gut.

Wie beschreibst du deine Beziehung zu Würenlos?

Würenlos ist natürlich meine Heimat, mein Zuhause, hier lebt meine Familie. In Würenlos habe ich die ersten Freunde meines Lebens gefunden. Ich gehe deshalb an den Wochenenden sooft es geht nach Hause. Es liegt mir sehr viel daran, die Freunde regelmässig zu sehen, weil sie auch hinter mir gestanden sind, wenn es mir einmal nicht so gut gegangen ist – und auch umgekehrt.

Bist du in Würenlos in den Turnverein gegangen und gleich als Talent entdeckt worden?

Nein, das war nicht so. Wir lebten in Adlikon. Ich bin in den Fussstapfen meines Bruders in den Turnverein Watt gegangen. Aber irgendwann mit ungefähr 5 Jahren ist mir das «Mukiturnen» zu blöd geworden. Clemens Zeller hat mich dann als Turner entdeckt und in seine Riege aufgenommen.

Niki Böschenstein an der Schweizermeisterschaft 2005 an seinem Lieblingsgerät, dem Reck.

Bild: gymbox.net/Jasmin Wöchner



Und nach dem Umzug nach Würenlos, bist du in Würenlos in den Turnverein gegangen?

Nein, bereits in Adlikon durfte ich das Trainingszentrum in Zürich besuchen. Aber das Training mit den russischen Trainern war nichts für mich. Es war alles noch zu früh. Für einige Zeit hatte ich danach nicht mehr viel mit Turnen am



Niki Böschenstein zeigt stolz eine Medaille. Aus der Turnerzeitung Watt von 1992.

Bild: privates Archiv

Hut. Im Garten habe ich aber noch immer herumgeturnt. Dabei hat mich der Nachbar beobachtet. Er hat mich in die Kunstturnerriege des STV Neuenhof mitgenommen. Dort kam ich zu meinem zweiten Trainer.

Das war Sepp Thomann?

Ja, er ist leider bereits gestorben. Ihm habe ich sehr viel zu verdanken.

Dann bist du also erstmals mit sechs oder sieben Jahren in ein Leistungszentrum gekommen?

Ich weiss es nicht mehr so genau. Für mich war damals Turnen eigentlich reiner Spass. Die Trainer aber waren knallhart mit Spagat runterdrücken und so...

Wer war dieser Nachbar?

Das war Rolf Morf. Zu ihm habe ich heute noch sehr guten Kontakt.

Wie hat sich dann das Turnen in Neuenhof entwickelt?

In dieser Zeit ist mein Ehrgeiz richtig entstanden und gewachsen und ich wurde gut gefördert. Wir waren eine gute Gruppe. Es hatte Leute dabei wie Roland Häuptli und Markus Setz, die waren viel besser als ich. Ich hatte natürlich den Ehrgeiz, diese baldmöglichst zu «putzen». Irgendwann habe ich es geschafft. 1996 habe ich erstmals ein Aargauisches Turnier gewonnen. Danach ist es richtig losgegangen.

Wann bist du in die Auswahl gekommen?

Wir waren alle im Aargauer Kader. Nach der Eröffnung des Turnzentrums in Niederlenz haben wir dort trainiert. Ein paar Auserwählte durften dann zu Gerhard Falkenstein, einem Trainer aus der ehemaligen DDR. Er hat uns gelehrt, was es alles für diesen Sport und für den Eintritt ins Nationalkader braucht. Er hat uns gezeigt, was dieser Sport braucht und was Härte ist. Gerhard hat uns vieles, sehr vieles gelehrt; dass wir zum Beispiel nicht wegen jedem «Bobo» zum Arzt rennen. Er hat auch gewusst, dass jeder von uns den Schritt ins Nationalkader schaffen wird.

Wann wurde dir bewusst: ich schlage jetzt einen Weg ein, der ist anders als jener der Schulkollegen?

Bei mir war das so, dass ich schon immer sehr angefressen war vom Turnen. Ich hatte früher Tage und Trainings, die waren viel anstrengender als heute. Während der Sekundarschule bin ich morgens um sechs Uhr aufgestanden, habe gelernt, dann ab in die Schule und am Abend wieder für 4 Stunden ins Training und schliesslich nach dem Training nochmals vorbereiten für die Schule und um sechs Uhr oder früher ging der nächste Tag wieder los.



Wie hast du das gemacht?

Das ging nur dank Willen. Ohne Willen funktioniert im Leben nichts. Ich habe in jeder freien Minute alle Kunstturnervideos analysiert, die mir in die Hände fielen. Das Kunstturnen fasziniert mich heute noch immer wie am ersten Tag. Es ist so interessant für mich – ich empfinde das Turnen auch als echte Rarität. Das macht es aus. Weil ich so gerne mit dem Körper arbeite, ich liebe das Gefühl, in der Luft zu sein. Manchmal grenzt es an Extremsport, wenn man die Flugelemente am Reck anschaut. Bis man so etwas erreicht, arbeitet man viele Monate und dann nochmals Jahre bis man sie zu 100 Prozent drauf hat. Manchmal sind es auch dann nur 99 Prozent und das reicht eben nicht.

Gab es irgendwann den Moment, als du dir gesagt hast, ich will Kunstturner auf allerhöchstem Niveau werden?

Ich habe mir immer Ziele gesetzt. Angefangen bei einer Juniorenschweizermeisterschaft – zuerst reichte es nur zum 31. Platz. Ich habe mich aber stetig gesteigert. Ich wollte aufs Podest und mich für die höheren Meisterschaften wie Europa- und Weltmeisterschaften qualifizieren. Nach den ersten Junioreneuropameisterschaften sagte ich mir nach der Schlussfeier «dafür bist du nicht gekommen, es muss mehr geben – du hast es nicht geschafft». Das Ziel muss sein, an der Meisterschaft die höchste Leistung zu erbringen. Für die erste Teilnahme an einer WM musste ich hart kämpfen, aber nachher musste ich sagen, «ich habe es nicht geschafft». «Dabeisein ist alles» gilt für mich nicht mehr. Dieses Denken habe ich ablegen müssen – und ich habe es abgelegt.

Entsprechen die Leistungen an der WM 2005 in Melbourne deinen Zielen?

Ich habe das Finale erreicht und damit auch ein Ziel. Aber es muss weiter gehen. Ich muss noch an vielem arbeiten. Das Ziel ist eine Medaille an einer solchen Meisterschaft. Diese Gedanken beherrschen mich.

Der Barren ist das stärkste Gerät von Niki. In Aktion an der Europameisterschaft 2005.

Gab es im Sport je eine andere Option als Turnen?

Eigentlich nicht, ich habe kurz Judo gemacht, Snowboarden ist cool. Aber eigentlich war es immer das Turnen. Ich war immer sehr sportlich und alles hat mir Spass gemacht, was mit dem Körper zu tun hatte.

*Bild: gymbox.net/
Jasmin Wochner*

Wie standen die Eltern zu deinem Weg?

Ich habe ihnen sehr viel zu verdanken. Sie haben mich enorm unterstützt.

Haben sie dich in eine Richtung gelenkt?

Meine Eltern haben auch in schwierigen Zeiten zu mir gehalten und mich vorwärts gebracht. Aber sie haben auch gesehen

und akzeptiert, dass ich ganz am Anfang im Trainingszentrum in Zürich noch nicht in der Lage war, mit den Ansprüchen der russischen Trainer umzugehen. Es fehlte mir damals auch etwas an Ehrgeiz.

Wie weit ging die Unterstützung?

Sie haben mich in jedes Training und an jeden Wettkampf begleitet. Vor allem mein Vater hat sich immer mehr ins Turnen hineingearbeitet. Einmal hat er mich total überrascht, als ich von einem neu gelernten Element erzählte und er sofort wusste, welche Wertungspunkte daraus resultieren – «wow», dachte ich mir, das kann ja nicht sein, das hat mich gewaltig gefreut. Meine Eltern haben mich riesig unterstützt, mehr Unterstützung kann man einem Sohn nicht geben.

Sie haben dich aber nicht gedrängt?

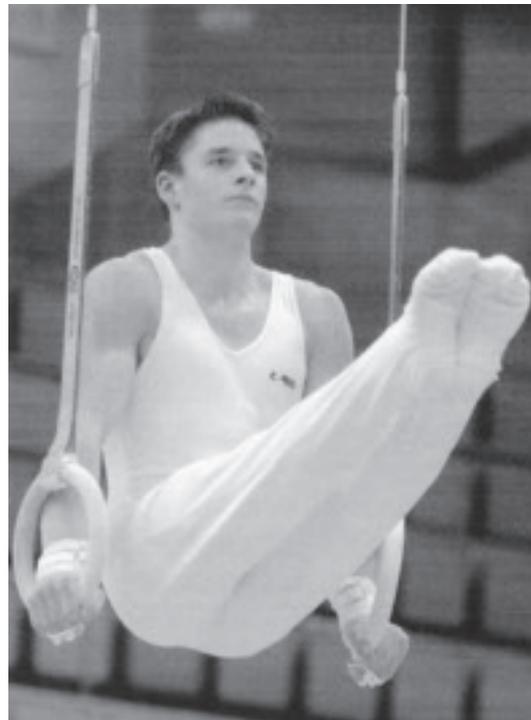
Während mein Vater immer gedacht hat, dass ich das schaffe, war meine Mutter immer etwas skeptisch. Sie ist nicht so «vergiftet» geworden wie mein Vater. Sie haben mich vor allem auch unterstützt, wenn es nicht so gut lief. Wenn ich manchmal gezweifelt habe, haben sie mir auch vor Augen geführt, wie viel ich bereits investiert habe. So hatten sie aber auch Verständnis, als ich nicht mehr in das Training zu den «Russen» wollte.

Hat es Momente gegeben, in denen du dich gefragt hast, «will ich das wirklich»?

Ja, es gibt immer solche Momente, in denen ich mich frage, wie lange macht das mein Körper noch mit, halten das meine Gelenke noch aus? Dann gibt es ein paar einfache Gedanken, die ich mir dann hervorrufe, um wieder auf den Boden zu kommen. Ich weiss, wenn ich jetzt nicht mehr turnen könnte, würde das Leben für mich nicht mehr stimmen. Mein Leben wäre öde ohne die Bewegung und das Training.

Was bringt dir das Turnen überhaupt?

Es ist für mich der absolute Ausgleich. Ich kann dann total abschalten. Ich spüre keinen Stress, sondern totale Entspan-



nung, egal was in der Schule geht. Ich turne gewissermassen die Probleme weg und bin wie in einer eigenen Welt. Das geniesse ich intensiv, auch wenn das sehr hart ist. Ich mache es, weil ich auf diese Art weiterkomme. Ich fühle mich dabei frei und geniesse die Emotionalität, die ich erlebe, wenn ich mir vorstelle, was ich noch alles erreichen möchte. Ohne diese zielgerichteten Emotionen funktioniert es nicht.

Spielt dabei der Verzicht auf andere Optionen im Leben eine Rolle, oder überlegst du dir das gar nicht?

Doch es spielt schon eine Rolle, aber es gleicht sich auch wieder aus. Wir reisen viel. Ich habe schon so viele Länder besuchen dürfen und habe Kontakte knüpfen können, die ich immer noch pflege. Das bringt mir sehr viel. Ich könnte eine

Niki Büschenstein an den Ringen.

Bild: privates Archiv

Weltreise machen und würde überall auf der Welt Kollegen treffen, die mich aufnehmen würden.

Wie muss man sich deinen Alltag vorstellen?

Es kommt natürlich auf die Situation an der Handelsmittelschule an, ob es viele Prüfungen gibt oder nicht. Es gibt Tage, da bin ich schon vor 6 Uhr auf und repetiere den Stoff für den kommenden Tag. Um 7 Uhr breche ich für zwei bis drei Lektionen auf nach Biel in die Schule. Dann wieder zurück für zwei bis drei Stunden ins Training nach Magglingen. Anschliessend bleibt kurz Zeit für ein kleines Mittagessen. Nach dem Essen wieder zurück an die Schule nach Biel für weitere zwei Lektionen. Nach der Schule wieder mit der Bahn zurück nach Magglingen ins Training und da hole ich nach, was ich in der Zwischenzeit verpasst habe, beziehungsweise was mein Trainer und ich entschieden haben, was noch zu tun ist. Die Kollegen, die entweder die Schule bereits abgeschlossen haben oder keine Ausbildung machen, haben ja am Nachmittag weiter trainiert. Am Abend bin ich in der Wohngemeinschaft, wo ich meistens noch lernen muss.

Dir bleibt also nur wenig Schlaf?

Es wird meistens spät. Ich bin eher ein Nachtmensch und gehe selten vor Mitternacht ins Bett. Ich brauche die Zeit zum Lernen meistens intensiv, weil ich nicht so gut vorausplane. Ich operiere für die Prüfungen meistens mit dem Kurzzeitgedächtnis, was ja eigentlich nicht so gut ist.

Wie sieht ein Training aus?

Es beginnt mit dem Einturnen, damit alle Muskeln warm und die Gelenke geschmeidig werden. Das wichtigste ist natürlich die Arbeit an den Geräten. Das Austurnen, das bedeutet dehnen, darf auch nicht vernachlässigt werden, sonst bleibt am nächsten Tag ein Muskelkater. Dazu kommt natürlich noch das Krafttraining.

Heisst das Hanteltraining?

Das kann im Krafraum sein. Wir machen aber auch sehr viel an den Geräten selber. Wir nennen das «Wienerhandstand» am Barren mit vielen Wiederholungen. Es gibt viele Variationen.

Nikis Resultate

Jahr	Wettkampf	Ort	Rang	Gerät
1999	Juniorenschweizermeisterschaft P5		1.	Mehrkampf
1999	GWG - Cup	Cottbus (GER)	1.	Mehrkampf
2000	Juniorenschweizermeisterschaft P6		1.	Mehrkampf
2001	Juniorenschweizermeisterschaft P6	Yverdon	1.	Mehrkampf
2001	U16-Länderkampf FRA-GBR-GER-SUI	Rodez (FRA)	2. / 2.	Mannschaft / Einzel
2002	Junioren Europameisterschaft	Patras (GRE)	2.	Mannschaft
2002	U18-Länderkampf FRA-GBR-GER-SUI	Perth (Scotland)	1. / 1.	Mannschaft / Einzel
2003	Swiss-Cup mit Melanie Marti	Zürich	8.	Paarwettkampf
2003	Schweizer-Mannschaftsmeisterschaft	Niederlenz	1.	Mannschaft
2003	Schweizermeisterschaft	Bern	1.	Einzel
2004	Memorial Gander	Chiasso	3. / 1.	Mehrkampf / Reck
2004	Schweizermeisterschaft	Herrliberg	4.	Mehrkampf
2004	Schweizer Kunstturntage	Bern	2.	Mehrkampf
2004	Länderkampf GER-FRA-SUI	Leipzig (GER)	2. / 3.	Mannschaft / Mehrkampf
2004	Europameisterschaft	Ljubliana (SLO)	9. / 7.	Mannschaft / Mehrkampf
2005	Länderkampf POL-Wruss-SUI	Freienstein / ZH	1. / 8.	Mannschaft / 5 Geräte
2005	Zürcher Kant. Kunstturnertage	Neftenbach	2.	Mehrkampf
2005	World Cup	Gent (BEL)	8.	Barren
2005	Länderkampf SUI-GER-RUM	Rheineck (SUI)	3./6./3./3.	Mannschaft / Mehrkampf / Boden / Reck
2005	Schweizermeisterschaft	Luzern	1. / 2. / 2.	Mehrkampf / Boden / Reck
2005	Weltmeisterschaft	Melbourne (AUS)	10. / 13.	Mehrkampf Quali / Final

Das ist ein sehr gedrängtes Programm. Kannst du dich genügend erholen?

Die Erholung kommt sicher ein bisschen zu kurz. Es wäre eine gute Sache, wenn ich etwas mehr Zeit hätte, aber es funktioniert einigermassen.

Welches ist die grösste Belastung, die Schule, die physische oder die psychische Beanspruchung?

Es ist so, dass die Schule für mich die grösste Belastung darstellt – da habe ich zum Teil Mühe. Ich muss «megaviel» lernen, damit ich mitkomme. Im Französisch zum Beispiel war ich in Würenlos noch einer der Besten aber hier falle ich etwas ab.

Ist Französisch Unterrichtssprache?

Nein, aber von den 17 Schülern sind 15 bilingues und bei Präsentationen auf Französisch sehe ich nicht gerade gut aus.

Wohin wird dich diese Ausbildung führen?

Ich bin noch ein bisschen desorientiert. Wenn ich nicht mit dem Turnen angefangen hätte, hätte ich mit grosser Wahrscheinlichkeit einen handwerklichen Beruf gelernt. Ich möchte aber nicht turnen ohne eine Absicherung. Mir gefällt die Schule aber auch nicht schlecht. Ich muss zuerst den Abschluss schaffen und dann schaue ich weiter. Ich habe mir die Zukunft noch nicht so konkret geplant.

Wie lange dauert die Schule noch?

Jetzt bleiben noch zwei Jahre, die ich auf vier Jahre verteilen kann.

Wie wichtig ist der Aspekt der Absicherung?

Es geht auch darum, etwas zu können, wenn ich nicht mehr turnen könnte, wenn man sich beispielsweise verletzt. Das stelle ich mir wirklich nicht gerne vor. Aber andererseits betreibe

ich eine Sportart, die nicht ungefährlich ist. Es gibt Beispiele, wo dieser Fall eingetreten ist.

Wie sieht das bei den Kollegen aus?

Es gibt solche, die machen gar nichts und konzentrieren sich ganz auf den Sport und es gibt auch solche, die haben bereits die Matura im Sack.

. . . und die machen nun ein Studium?

Nein, das geht nicht, dafür bleibt neben dem Turnen zu wenig Zeit.

Wohin willst du im Sport kommen?

Man muss zufrieden sein mit seinem ganzen Leben. Bis jetzt habe ich meine Ziele immer erreicht. Es fehlt eigentlich im privaten Bereich die Zeit für die Familie und die Kollegen. Das wären meine Wünsche im privaten Bereich. Ich bin nicht einer, der denkt, ich bin 20, nun muss ich von zu Hause weg. Bei mir ist es so, dass ich mit 17 Jahren das Elternhaus verlassen habe und nun das Gefühl habe, wieder einmal nach Hause zu wollen. Jetzt bin ich schon drei Jahre hier. Natürlich habe ich hier auch Freunde gefunden, aber Würenlos ist doch immer noch das Beste.

Wie muss man sich das Leben in Magglingen vorstellen, lebst du dort kaserniert?

Ja es ist so, dass ich sehr froh bin, dass ich an eine öffentliche Schule gehen kann. So bin ich nicht jeden Tag unter den gleichen Leuten. Wir mögen uns zwar gut, aber die Abwechslung mit dem Gang nach Biel ist Gold wert.

Du lebst nur mit den Turnern zusammen?

Wir leben in einer WG. Daneben gibt es noch die Turnerinnen und die Judokas. Wir haben es auch sehr gut zusammen.

Man kommt sich nicht eingeschlossen vor?

Wenn die Schule nicht wäre, dann bliebe man natürlich den ganzen Tag in Magglingen. Man ist immer in seinem Zimmer. Das ist immer das Gleiche – ich finde es insgesamt etwas fad dort oben: es hat keinen Laden, nichts . . .

Gibt es denn keine Kontakte zu anderen Sportlern?

Eher weniger. Es sind nur noch die Turnerinnen und die Rhythmischen Sportgymnastikerinnen, die man kennt. Man ist vielleicht mal gemeinsam in der Halle, aber man spricht nicht gross miteinander.

Gibt es nach den Trainings freie Zeit, oder steht ihr da auch unter der Aufsicht der Trainer?

Nein, da sind wir frei. Das ist auch gut so. Wir unternehmen einiges miteinander, manchmal schauen wir zusammen eine DVD an oder wir jassen.

Du bist jetzt 20, wie lange kannst du noch Turnen?

Ich sage mir immer, ich möchte so lange turnen, wie ich die Motivation für das Training aufbringe – das wäre mein Ziel. Vermutlich wird aber der Körper schon früher nicht mehr mitmachen. Das kann dann um die 30 sein. Die Gelenke und Muskeln haben dann schon einige Strapazen hinter sich. Zum Teil merke ich das jetzt schon. Die Entzündungen kommen schneller und dauern länger. Es wird von Jahr zu Jahr schwieriger, den Körper fit zu halten. Davor habe ich Angst – dass ich das, was ich am liebsten tue, nicht mehr machen kann.

Wer sind deine Vorbilder?

Auf eine Art habe ich kein Vorbild. Aber ich bewundere sicher Donghua Li. Was er unter den schwierigen Umständen erreicht hat, ist bewundernswert. Wie er behandelt wurde, ist kein Ruhmesblatt für die Schweiz und den Verband. Von mir aus gesehen ist es eine traurige Geschichte. Kaum hatte er den



Abbildung aus dem Würenloser Schulblatt von 1999, das den aufstrebenden Turner interviewt hat.

Bild: privates Archiv

Pass, hat er alles geholt und wurde zum Olympia-Star – das verdient sehr viel Respekt.

Wenn du dir vor Augen haltest, was Donghua Li jetzt macht, was stellst du dir vor, was du machen wirst, wenn du nicht mehr turnst?

Eine Möglichkeit ist sicher die Trainerausbildung. Das würde mich interessieren. Aber ich weiss andererseits auch nicht, wie es sein wird, wenn man nach 25 Jahren als Aktiver in der Turnhalle noch weitere 30 Jahre als Trainer in der Halle bleibt. Ich bin da noch offen.

Nochmals zu Trainer Gerhard Falkenstein: Er hat dir alles gelehrt, was du zum Turnen brauchst – was heisst das?

Das waren zum Teil extrem harte Trainings mit bis zu 7 Stunden Arbeit in der Halle. Es gab immer die Alternative: entweder du machst es oder du machst es nicht. Wenn du es nicht machst, dann kannst du zu Hause bleiben.

Gab es Kollegen, die zu Hause blieben?

Nein, von uns hat jeder durchgehalten. Normale Trainings dauerten drei bis vier Stunden. Ich hatte lange einen Rekord: Ich war acht Stunden in der Halle.

Aber irgendwann ist doch die Kraft weg?

Schon, aber wer will, der macht es auch. Falkenstein lehrte uns auch mit Verletzungen umzugehen: Einmal hatte ich eine Verletzung an den Fingern vom Pauschenpferd. Er sagte nur: «geh zum Doktor, geh zum Doktor!». Schliesslich habe ich die Finger mit einem Tape zusammengeklebt. – die Finger waren gebrochen.

Und die Lehre daraus?

Ein gebrochener Finger ist nichts. In unserem Sport ist das nichts. Ich habe schon ganz schlimme Sachen gesehen an Meisterschaften, da werden ausgerenkte Finger einfach wieder eingerenkt und es wird weitergeturnt.

Aber das ist doch eine grenzenlose Missachtung des Körpers?

Das Thema heisst: «über die Grenzen gehen». Wir wollen ausloten, was möglich ist. Es geht immer. Das erstaunt die meisten immer wieder.

Du turnst aber nicht permanent mit Schmerzen?

Doch – ein schmerzfreies Training gibt es seit meinen Fussoperationen nicht mehr. Man hat immer irgendetwas, das stört oder schmerzt: die Schulter entzündet, das Handgelenk entzündet ...

Wie gehst du damit um?

Ich kann das nur kompensieren, indem ich Krafttraining mache. Ich kann beispielsweise nur turnen, wenn mein Rücken absolut steif ist, steif durch Krafttraining.

Was heisst das konkret?

Für einen Turner ist es gut, ein Bruce-Lee-Typ zu sein, Arnold Schwarzenegger hingegen ist für einen Turner kein Vorbild. Bei Bruce Lee ist alles schön gliedrig und beweglich. Die Kräfte, die beispielsweise am Reck aufgefangen werden müssen, sind gewaltig.

Wie entscheidest du bei einem Schmerz, so jetzt muss ich zum Arzt?

Wenn ich denke, es geht nicht mehr weiter so. Im Moment habe ich Probleme mit dem Handgelenk. Ich habe vor der WM 2005 alles versucht, am Schluss musste ich mit Kortison behandeln, was ich eigentlich auf keinen Fall wollte. Es ist nicht gut und ich habe genau vor solchen Situationen Angst, dass es irgendwann das Turnen unmöglich machen wird.

Du kannst jetzt nicht turnen?

Schon, aber nicht alle Geräte. Pferd und Barren gehen nicht gut. Ich muss jetzt mit den Ärzten noch abklären wie es weiter geht.

Roman Würsch

Niki Böschenstein wurde im März 2006 auf Schloss Lenzburg zum Aargauer Sportler des Jahres 2005 gewählt.

(Das Interview mit Niki Böschenstein wurde am 20. Dezember 2005 im Bahnhofbuffet in Biel geführt)

Würenlos – ein Dorf bald ohne Gesicht?

Würenlos wächst und verändert sich. Verliert die Gemeinde ihr Ortsbild? Was ist zu tun, dass das Dorf nicht im Agglomerationsbrei versinkt? Anders gefragt: Ist Würenlos im Speckgürtel Zürichs überhaupt noch ein Dorf im traditionellen Sinn?

Im blauen Overall sieht er aus wie ein Handwerker auf dem Weg zur Baustelle. Doch er ist kein Handwerker im eigentlichen Sinn, sein Werkzeug ist das Notizbuch mit Bleistift. Benedikt Loderer, bekannt als Stadtwanderer, Architekt und streitbarer Publizist, kommt von Zürich angereist, um in Würenlos einen Augenschein zu nehmen und anlässlich einer Podiumsdiskussion zum Thema Ortsbild seine Eindrücke zu schildern.

Los gehts vom Bahnhof der Landstrasse entlang Richtung Dorf. Rund zwei Stunden ist er unterwegs, besichtigt öffentliche Gebäude wie die katholische Kirche, begutachtet das Gemeindehaus und die Schulhäuser, wandert durch Einfamilienhaus-Quartiere und macht schliesslich Halt in der «Blume» für eine Kaffeepause. Würenlos, so der Befund Loderers, habe durchaus noch einen dörflichen Charakter. Es gibt sie noch, die Bauernhäuser, Zeugen der Vergangenheit, als Würenlos noch ein Bauerndorf war. Auch die grosszügigen Grünflächen unterstreichen das Ländliche. Neubauten passen sich - was die Architektur betrifft - dem Bestehenden an. Hochhäuser gibt es keine, Flachdächer nur wenige, echte Baustunden sind auf den ersten Blick keine auszumachen.

Also ist hier die Kirche noch im Dorf? Für Loderer, der immer wieder gegen die «Hüsli-Schweiz» angetreten ist, ist

klar: Will Würenlos ein Dorf bleiben, darf nicht mehr gebaut werden. Punkt. Eine Vorstellung, die weder realistisch noch besonders visionär ist. Was ist zu tun? Loderer fordert, dass die Gemeinde mehr gestalterischen Willen zeigt, Mut entwickelt für zeitgemässe Lösungen. Die Vergangenheit nicht leugnet, aber auch keine Angst hat vor der Zukunft. Lässt sich Würenlos im Jahr 2005 überhaupt noch als Dorf bezeichnen? Eine Frage der Definition. Dazu Loderer: «Früher lebten die Menschen, die auf dem Land wohnten, vom Land. Heute leben sie nur noch auf dem Land.»

Gibt es in Würenlos eine Vorstellung in welche Richtung sich die Gemeinde entwickeln will? Die Antwort gibt das örtliche Leitbild: «Würenlos soll eine eigenständige Gemeinde mit einem ländlichen Dorfcharakter bleiben.»

Kempfhof: Auch die alten Kerne entwickeln sich und verbinden alt mit neu.

Bild: Christoph Isler



Linke Spalte:

Freiraum: Die Kirche konnte bis jetzt ihren Freiraum verteidigen.



Wohnraum: Das Dorf wächst schnell – es leben schon über 5000 Personen in Würenlos.



Die Mehrzweckhalle «von hinten» gesehen. Öffentliche Gebäude spielen durch ihre grossen Kuben oft eine sehr wichtige Rolle in der Beurteilung der Siedlungsentwicklung und dem Ortsbild.



Rechte Spalte:

Marktasse: Der Versuch, das «Zentrum» weiter zu stärken. Diese Häuser stehen an einer künstlichen Marktasse.

Dorfzone müssen sich bezüglich Kubatur, Stellung, Gliederung der Fassaden, Materialien und Farbgebung gemäss Bau- und Nutzungsordnung so in das Dorfbild eingliedern, dass «ein gute Gesamtwirkung entsteht».

Solche Vorschriften können jedoch nicht verhindern, dass Neubauten entstehen, die aus architektonischer Sicht wenig überzeugen. Sei es, weil Stilelemente verwendet werden, die nicht passen oder sich ein Bau in einer Art und



Hauptverkehrsachse: Die engste Stelle vermag den Durchgangsverkehr nicht zu domestizieren.

Heimat: Das Bedürfnis nach Behaglichkeit wird mit einer Mischung aus Antiquität und Tessiner-Mentalität erzeugt.

Und alt Gemeindeammann Verena Zehnder betont: «Wir wollen keine Agglomerations-Gemeinde werden.» Damit das Ortsbild und dadurch die Identität des Dorfs erhalten bleibt, haben die Behörden ihr Augenmerk unter anderem auf die Kern- und die Dorfzone gerichtet. Hier ist Bauen mit besonderen Auflagen verbunden. So sind hier beispielsweise keine Flachdächer erlaubt. Neubauten in der



Bilder: Christoph Isler

Weise in seine Umgebung einfügt, die anbietend wirkt. Umso mehr sollen öffentliche Bauten Vorbildcharakter haben, sagt dazu Verena Zehnder. Beispielsweise das geplante Alters- und Pflegeheim auf der Zentrumswiese: der Bau wäre eine ideale Verbindung von alt und neu – zeitgemäss, ohne die bestehende Umgebung zu konkurrenzieren. Ähnlich wie das Gemeindehaus, das in den fünfziger Jahren erstellt wurde und noch heute als zeitgemäss wahrgenommen wird.

Bei der Ortsbildpflege gehe es nicht nur um den Schutz von Bestehendem, sondern auch darum, neue, gute Lösungen zu unterstützen, sagt Oliver Tschudin, Architekt und Ortsbildspezialist beim Aargauischen Baudepartement. «Ortsbildpflege ist nicht unbedingt spektakulär, und wenn etwas schief läuft, merkt man es oft erst nach Jahren.» Tschudin sieht die Veränderung auch als Chance. Es gelte, in Würenlos bestehende Qualitäten zu sichern und neue zu schaffen. Welche das sind, müsste nun diskutiert und definiert werden.

Der Raumplaner und ETH-Dozent Peter Gresch hat während 30 Jahren die Ortsplanung von Würenlos begleitet und mitgestaltet. Nicht die Architektur einzelner Häuser sei für das Ortsbild entscheidend, sondern deren Anordnung. Charakteristisch für Würenlos ist der Ring, der von der Dorfstrasse, Landstrasse und Mühlegasse gebildet wird. Würenlos sei kein Ort für Architekturstudien, sagt Gresch mit einem Schmunzeln. Kein Zürich Nord mit Architekturpreisen. «Doch das braucht es auch nicht. Viel wichtiger ist, Raum zu schaffen mit hoher Lebensqualität, vor allem für Familien mit Kindern.» Diesbezüglich habe man in den vergangenen Jahren trotz Bauboom einiges erreicht. Die Tatsache, dass Würenlos für Familien attraktiv ist, dürfte diese Einschätzung wohl bestätigen.



Doch lässt sich das ländliche Würenlos in die Zukunft retten? Das Siedlungsgebiet ist praktisch ausgeschöpft, «die Grenzen des Wachstums erreicht», wie Peter Gresch feststellt. Nun bestehe die Gefahr, dass man wieder anfangen, die Bauzonen zu erweitern: Land, das gemäss den Plänen der stürmischen 60-er Jahre hätte bebaut werden sollen und dann in den 80-er Jahren wieder freigehalten wurde, um den dörflichen Charakter zu erhalten. Für den Raumplaner wären Einzonungen eine denkbar schlechte Option. Die Freihaltung der heutigen Grünflächen sei entscheidend für die Lebensqualität und Attraktivität von Würenlos. Gresch ist zuversichtlich, dass die Gemeinde auch künftig die Weichen richtig stellt, um nicht im Siedlungsbrei des Limmattals unterzugehen. Verdichtung im Innern, so lautet die Losung des langjährigen Ortsplaners. «Nur so kann Qualität geschaffen werden, die bis heute noch nicht überall vorhanden ist.»

Diese Meinung vertritt auch Patricia Schibli, Architektin und Fachberaterin des Schweizer Heimatschutzes. Doch wie soll eine Verdichtung nach Innen aussehen? «Wichtig ist, dass man sich mit dieser Frage auseinandersetzt, wie

Das Blickgut: Zweites Wahrzeichen von Würenlos nach dem Doppelzweibelkirchturm.

Bild: Christoph Isler

das Resultat aussieht, ist offen», sagt Schibli. In welche Richtung eine sinnvolle Entwicklung gehen könnte, lässt sich folgendermassen skizzieren: Alternativen zum «Einfamilienhaus-Teppich» wären Quartiere mit einer guten Durchmischung von Klein- und Grosswohnungen, Miet- und Eigentumswohnungen mit Garten und ohne Garten. Das hätte, abgesehen von der baulichen Verdichtung den Vorteil, dass sich die Bevölkerung solcher Quartiere immer wieder verjüngt und der Wohnraum optimal genutzt wird – dies wiederum zum klassischen Einfamilienhaus-Quartier.

Was ist zu tun, dass Würenlos seine Identität trotz Wachstum erhalten oder gar neu definieren kann? «Wichtig ist, dass die Gemeinde vordenkt und bei Bedarf auch externe Fachleute herbeizieht.» Ortsplanung ist für Patricia Schibli immer auch «Charakterplanung». Und Charakter ist ein Garant, um nicht gesichtslos im Siedlungsbrei unterzugehen.

Thomas Hegglin



Idylle: Der Furibach pflegt das dörflich-ländliche Image vortrefflich. Im Unterlauf wird er sogar wild-romantisch.

Bild: Christoph Isler

Das Würenloser Kirchspiel: Ökumenische Vergangenheit – offene Zukunft

Rund 400 Jahre lang benützten die Katholiken und die Reformierten von Würenlos das gleiche Gotteshaus: das heute «Alte Kirche» genannte Gebäude, welches für gesellschaftliche und kulturelle Anlässe noch immer eine wesentliche Rolle spielt. Der nachstehende Beitrag schildert in einem historischen Überblick die Umstände, welche die Konfessionen in unserer Gemeinde miteinander verband und voneinander trennte.

Viele Einheimische mögen sich bestimmt noch erinnern: 1970 fanden die grossen Festlichkeiten zur 1100-Jahrfeier der Gemeinde Würenlos statt. Schwester Maria Hedwig aus dem Kloster Fahr - unter dem bürgerlichen Namen Silja Walter als Schriftstellerin im In- und Ausland bekannt - verfasste hierzu das Festspiel. Die Feierlichkeiten nahmen Bezug auf den Namen «Wirchilleozha» – der althochdeutschen Bezeichnung für das heutige Würenlos in einer Urkunde des Klosters St. Gallen vom 8. Februar 870. Um diese Zeit war die breite Christianisierung des alemannischen Raumes abgeschlossen. Die Pfarrei Würenlos dürfte bereits im siebten Jahrhundert dem Bistum Konstanz angehört haben. Vermutlich war schon damals die erste Pfarrkirche auf der markanten Terrasse über dem Furtbach errichtet worden.

Schriftlich wird die Pfarrei Würenlos jedoch erst vier Jahrhunderte später (1275) erwähnt. 1296 wurde ein Hochaltar geweiht. In den Wirren des Alten Zürichkrieges um 1440 wurde die Kirche zerstört. Dieser Krieg war bekanntlich der letzte gross angelegte Versuch Österreichs, seine verlorenen Ländereien zwischen Rhein und Alpen zurück-

zugewinnen. Der Neubau zögerte sich lange hinaus und erst 1512, kurz vor Beginn der Reformation, konnte das heute «Alte Kirche» genannte Gotteshaus neu geweiht werden.

Über das Alter des Kirchturms gehen die Ansichten der Experten auseinander. Der beinahe quadratische Turm von 7.6 Meter Seitenlänge dürfte im 12./13. Jahrhundert entstanden sein. Er scheint den Brand der Kirche während des Alten Zürichkrieges überstanden zu haben. 1765/66 erfolgte die Aufstockung zum heutigen barocken Zwiebelturm, dem Würenloser Wahrzeichen. Letzter Zeuge der Wettinger Klosterherrschaft ist das 1783-1786 in spätbarockem Stil erbaute Pfarrhaus – auch heute noch ein Schmuckstück, das aus dem Dorfbild nicht mehr wegzudenken ist.

Das Kirchendorf Würenlos bildete schon vor der Gründung des Klosters Wettingen (1227) den Mittelpunkt einer ausgedehnten Kirchgemeinde. Diese umfasste im 14. Jahrhundert die in der Grafschaft Baden gelegenen Weiler Ötlikon, Hüttikon, Kempfhof und das bei Wettingen gelegene Aesch. Ferner standen die Kapellen in Otelfingen, Boppelsen und Unter-Oetwil (hier nur das Gebiet westlich des Dorfbaches) in einem Filialverhältnis zur Kirchgemeinde Würenlos. Die Bewohner, die östlich des Dorfbaches in Ober-Oetwil wohnten, waren der Kirche Weiningen zugeteilt und diese Kirche war dem Kloster Fahr inkorporiert. Hier finden sich somit erste geografische Berührungspunkte zwischen der Pfarrei Würenlos und dem benediktinischen Frauenkloster Fahr. Des Weiteren waren auch die in Dänikon wohnhaften Leute nach

Würenlos pfarrgenössig. Das Würenloser Kirchspiel umfasste somit im Spätmittelalter eine Fläche von 28 Quadratkilometern, während die heutige Pfarrei nur noch einen Drittel dieser Fläche abdeckt.

Herrschaft des Klosters Wettingen:
«Unterm Krummstab ist gut wohnen»

Noch vor der Reformation waren zwei Ereignisse für die Würenloser Pfarrei von grosser Bedeutung: 1415 eroberten die Eidgenossen den Aargau. Die Alten Orte übernahmen damit auch sämtliche Herrschaftsrechte. Für die Pfarrei Würenlos und ihre Bewohner war ein Ereignis von 1421 von noch grösserer Bedeutung. In diesem Jahr erwarb das Zisterzienser-Kloster Wettingen von Egbrecht von Randenburg aus der Schaffhauser Adelsfamilie der Randenburger die niedere Gerichtsbarkeit und das Stiftungsvermögen, den sogenannten Kirchenschatz, der Würenloser Pfarrkirche.

Der Abt von Wettingen war somit Zehnt-, Zins-, Gerichts- und Grundherr geworden. An ihn waren alle Busen, Taxen und Zinsen abzuliefern. Er zog den grossen und den kleinen Zehnten ein. Er war aber auch Eigentümer von Höfen, Grund und Boden zu Würenlos. An dieser Rechtsstellung hielten die Äbte von Wettingen bis zur Französischen Revolution fest. Die Würenloser griffen allerdings in vielen Abgabepflichten zur Selbsthilfe: So suchte man für den Heuzehnten die magersten und schlechtesten Matten aus, man pflanzte eine grosse Zahl von Getreidesorten an, so dass es von keiner zehn Gaben gab. Die Liste dieser Selbsthilfe-Massnahmen liess sich noch stark erweitern. Fairerweise ist aber festzuhalten, dass die damals übliche Spruchweisheit «Unterm Krummstab ist gut wohnen» in vielen Belangen trotzdem ihre Berechtigung hatte.

Reformation – die paritätische Gemeinschaft

Mit der Reformation, die sich von Zürich aus in den 1520er-Jahren auch in die Grafschaft Baden auszubreiten begann, trat auch Würenlos zum neuen Glauben über. Diese Situation änderte sich aber rasch mit dem Sieg der Katholiken im Kappelerkrieg vom Oktober 1531. Die Wiedereinführung des alten Glaubens wurde erleichtert. Im September 1532 gelangten daher einige Würenloser mit der Bitte an die Obrigkeit, man möge einen Altar errichten und die Messe wieder lesen lassen. Ein Jahr später musste der zum neuen Glauben übergetretene ehemals katholische Würenloser Pfarrer Marx Brunner ins Zürcher Gebiet fliehen. An eine Rückkehr war für ihn nicht mehr zu denken, obwohl er gemäss Entscheid der Zürcher Obrigkeit abwechslungsweise je acht Tage in Otelfingen und in Würenlos hätte predigen sollen. So kam es 1534 durch Beschluss der Eidgenössischen Tagsatzung zur Aussteuerung der reformierten Kirchgenossen in Otelfingen und Boppelsen, nicht aber zur Aufteilung des Kirchengutes zwischen Katholiken und Protestanten in Würenlos selbst.

Der Teilungsvertrag von 1713

Das gemeinsame Kirchengut wurde in Würenlos durch zwei Kirchenpfleger, einen Katholiken und einen Protestanten, verwaltet. Mit der paritätischen Verwaltung klappte es aber öfters nicht, da der katholische Pfarrer (seit 1590 waren dies Patres aus dem Kloster Wettingen) die Kontrolle über die Kirchenrechnung weitgehend an sich zog. Der Teilungsvertrag von 1713 brachte hier eine salomonische Lösung: Jede Konfession musste künftig für den Unterhalt ihrer Gottesdienste selbst aufkommen. Auch an die Unkosten für Geläute und Kirchgebäude hatten beide Konfessionen zu gleichen Teilen beizusteuern. Dies hatte zur Folge, dass reformierte und katholische Kirchenpfleger oft



Die «Alte Kirche», festlich geschmückt im Jahre 1931, immer noch im Dienste der Katholiken und der Reformierten.

Bild: Archiv Gemeinde Würenlos

miteinander verhandeln mussten. Alle Reparaturen bedurften jeweils der Zustimmung beider Konfessionen. Wir können somit bereits hier von Ansätzen einer Ökumene sprechen, wenn auch von einer durch die besonderen Umstände erzwungenen.

Mit der Wiederherstellung des Klosters Wettingen (1534), das 27 Jahre zuvor durch ein Grossfeuer völlig vernichtet worden war, lebten auch die alten verbrieften Rechte des Abtes wieder auf. So konnte er sowohl den katholischen als auch den evangelischen Geistlichen bestimmen. Der in Otelfingen wohnhafte Prädikant war zuständig für die Neugläubigen in Würenlos, Kempfhof, Ötlikon, Hüttikon, Boppelsen, Unter-Oetwil und Otelfingen. Von den nach Würenlos kirchgenössigen Dörfern bekannten sich alle Einwohner von Hüttikon, Unter-Oetwil und Ötlikon zur evangelischen Konfession, während im Kempfhof und im Dorf Würenlos Parität herrschte.

Die recht komplexen kirchlichen Verhältnisse sollten auch nach der Aufhebung des Klosters Wettingen (1841) bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts andauern. 1868 erfolgte die Loslösung von Hüttikon zu Otelfingen und von Unter-Oetwil zu Weiningen. 1882 stimmte der Grosse Rat des Kantons Aargau der Errichtung einer eigenen reformierten Würenloser Kirchgemeinde zu. Johann Raschle wurde drei Jahre später zum ersten reformierten Pfarrer gewählt – ein Dorfpfarrer, der die Zusammenlegung der bis 1896 konfessionell getrennten Schulen vorantrieb und als erster Schulpflegepräsident wirkte. Er stand bis zu seinem Tode 1923 der reformierten Pfarrgemeinde vor.

Das Ende des paritätischen Verhältnisses

Der Gedanke, eine eigene Kirche zu besitzen, war speziell bei den Katholiken lebendig. Platzmangel, eine unbeque-

me Bestuhlung, Fehlen von Raum für Orgel, Sängerinnen und Sänger und vor allem die Benutzung der Kirche am Sonntagvormittag durch beide Konfessionen für ihre Gottesdienste waren wichtige Gründe, die den Wunsch nach einer grösseren Kirche erzeugten und wach hielten.

Grosser Vorkämpfer für den Bau einer eigenen Kirche war Pfarrer Dr. Leo Häfeli, welcher der katholischen Pfarrei 1915 bis 1929 vorstand. Er brachte während seiner Amtszeit speziell durch das sonntägliche Kirchenopfer einen Kirchenbaufonds von 130'000 Franken zusammen, einen für die damalige Zeit namhaften Betrag. In der ersten Hälfte der 1930er-Jahre setzte ein hartes gegenseitiges Ringen um die Lösung des 400 Jahre alten paritätischen Kirchenverhältnisses ein. Im Mai 1935 kam es zwischen den beiden Kirchgemeinden zu einer vertraglichen Einigung. Die katholische Kirchgemeinde bezahlte als Käuferin von Kirche, Kirchturm und Friedhof der reformierten Kirchgemeinde ihren halben Anteil von 55'000 Franken aus. Somit kam ein Vertrag zustande, der das letzte paritätische Kirchenverhältnis im Kanton Aargau beendete. Damit verbunden war für die Reformierten auch die Genehmigung einer eigenen Friedhofanlage – heute ein Unikum, ist Würenlos doch die einzige Gemeinde im Kanton Aargau, die noch getrennte Friedhöfe besitzt.

Mit dieser Einigung wurde ein Zustand beendet, der 400 Jahre gedauert hatte. Im Protokoll der katholischen Kirchgemeinde wird dieser Beschluss wie folgt festgehalten: *«Zur würdigen Betonung dieses Entscheids verkündeten nach der Versammlung der katholischen Kirchgemeinde die eheren Stimmen unseres markanten Kirchturms in den stillen Abendfrieden hinaus die freudige Tatsache, dass die im Glauben getrennten Brüder sich die Hand zum friedlichen Übereinkommen gereicht haben. Deo gratias!»*

Die Projektierung der neuen Marienkiche, in der die Katholiken heute ihren Gottesdienst feiern, wurde unter Architekt Alois Moser, dem Vater von Walter Moser, Kirchenarchitekt, und Leo Moser, Leiter des Kirchenchores während vierzig Jahren, zügig an die Hand genommen.

Wie üblich bei der Planung von Bauwerken dieser Dimension bildeten sich zwei Lager. Die Gegner eines Neubaus zwischen Kirche und Pfarrhaus schlugen einen Ausbau der alten Kirche vor. In einem Flugblatt vom 29. Februar 1936 schrieben sie unter anderem: «Braucht katholisch Würenlos zwei Kirchen? Das Bauen der Kirche ohne Anschluss

an den Turm passt den meisten Kirchgenossen nicht.» Ganz anders lauteten die Argumente der Befürworter: «Der notwendig gewordene Neubau einer grösseren Kirche wird weitgehend bedingt durch den alten Baubestand (Turm, Kirche, Pfarrhaus) und das zur Verfügung stehende Gelände. Direkt an den Turm anzuschliessen wäre verfehlt.» Das kühne Projekt Moser wurde dann an der Kirchgemeindeversammlung vom 2. März 1936 mit grossem Mehr angenommen.

Beide Kirchgemeinden begannen darauf mit dem Bau eines eigenen Gotteshauses, die beide 1937 eingeweiht wurden. Dieses Ereignis wurde fünfzig Jahre später (1987) gebührend gefeiert. Im kommenden Jahr (2007) werden die beiden prägnanten Würenloser Gotteshäuser ihren 70. Geburtstag feiern können: das reformierte mit dem Käsbissenturm, das katholische im Schatten des jahrhundertalten Zwiebelturms.

So ganz ohne bange Fragen über die Zukunft der Kirchen wird das Jubiläum nicht vorübergehen. Tatsache ist, dass beide Kirchen – von Ausnahmen abgesehen – im «Normalfall» ihre Gotteshäuser kaum mehr zu füllen vermögen. Aber auch angesichts weltweiter Bedrohungen der christlichen Kultur ist der Gedanke nicht abwegig, dass in Zukunft stärker als je eine lebendige und wirksame Ökumene anzustreben ist. Würenlos könnte in dieser Hinsicht auf eine gute Erfahrung zurück blicken. Wieso in aller Welt sollte eines Tages nicht wieder möglich werden, was in unserer Gemeinde einst die Regel war: das zwar nicht konfliktfreie, aber stets nach guten Lösungen suchende Miteinander der Konfessionen?

Zwöerlei Friedhöf und einerlei Lüt

Es Dorf mit zwe Friedhöf:
reformiert und katholisch?
Ich sägs frei und offe,
dass mir nit ganz wohl isch.

Gläbt, gstorbe, begrabe,
kremiert und verbrännt.
De Mänsch sött doch eis sy
und nit so getrännt?

Henusodänn, es isch so,
drum gämmer eus Müeh:
Mir wänd wenigstens läbig
am gliche Strick zieh!

Josef Rennhard

Aus dem Gedichtband «zWüelos».
(erhältlich beim Autor)

Felix Brogle

Würenlos – Kirche zwischen zwei Klöstern

Die Entwicklung von Würenlos war durch die Jahrhunderte hindurch auch geprägt von der wechselvollen Geschichte zweier Klöster. Es ist erfreulich, dass es in den letzten Jahrzehnten gelungen ist, neue Beziehungen zu beiden Orden aufzubauen. So bestehen seit den 1960er-Jahren immer wieder Kontakte zum Kloster Wettingen-Mehrerau, das gegenwärtig durch den Abt Kassian Lauterer geleitet wird.

Ein gutes Verhältnis hat sich in den letzten Jahren vor allem auch mit dem Kloster Fahr angebahnt, dieser aargauischen Exklave im Züribiet. Bei der Gründung des Kantons Aargau (1803) und nach den Wirren um die vorübergehende Klosteraufhebung ist Fahr verwaltungsmässig der Gemeinde Würenlos zugeordnet.

Aber auch zwischen der katholischen Kirchgemeinde Würenlos und dem Kloster Fahr besteht seit jeher ein guter Kontakt. Ein letzter Streitpunkt wurde vor 75 Jahren

geregelt. Über die Frage, ob in der Fahrer St. Anna-Kapelle der Priester aus Würenlos oder der Propst von Fahr die Pfarreirechte besitze, fand das Bistum Basel im Einverständnis mit Einsiedeln eine salomonische Lösung. Es ernannte den Propst am 1. Dezember 1930 zum «Vicarius cooperator». Seither gilt er offiziell als erster Vikar des Pfarrers von Würenlos.

Aber noch bleibt eine weitere Aufgabe. Staatsrechtlich ist nämlich die Frage der wirklich umfassenden und nicht nur «verwaltungsmässigen» Zugehörigkeit des Klosters Fahr zum Kanton Aargau und damit zu Würenlos noch nicht in allen Punkten restlos geklärt. Doch die kantonalen und kommunalen Behörden sind daran, die offenen Fragen zu bereinigen. Die Würenloser Stimmbürgerinnen und Stimmbürger werden dabei entscheidend und in gutem Sinne mitzuwirken haben.

Würenlos hat eine spannende Erdgeschichte

Peter Müdespacher, Dietikon

Die Entstehung der Alpen

Vor Beginn der Alpenfaltung vor rund 120 Millionen Jahren lag das Gebiet von Würenlos im flachen Jurameer. Während vielen Millionen Jahren waren hier Kalke und Mergel abgelagert worden, die sich zu harten Jurakalken verdichteten, wie wir sie von der Lägern her kennen. In diesem Meer, einige hundert Kilometer südlich davon, lagen langgezogene Gebirgsrücken, die zeitweise als Inseln aus dem Wasser ragten, dann aber überflutet und auch von Kalkablagerungen überdeckt wurden. Sie bestanden aus den kristallinen Gesteinen eines älteren Gebirges. Nun begann von Süden her die Afrikanische Platte gegen das europäische Festland zu drücken. Die sich aufwölbenden Meeresablagerungen wurden aus den Fluten des Ur-Mittelmeers, der Tethys emporgehoben. Regen, Wind, aber auch Schnee und Eis begannen sofort, diese Kalkschichten abzutragen. Mit weiter zunehmendem Druck und der Entlastung durch die Erosion wurden dann die darunter liegenden kristallinen Massive emporgehoben und schliesslich freigelegt. Es sind unsere heutigen Hochalpen.

Die Molassezeit

Während der Schub der Afrikanischen Platte von Süden die Alpenketten stetig weiter ineinander schob und empor drückte, senkte sich als Reaktion nördlich der Alpen das Land rasch um viele hundert Meter. Diese Senke – unser heutiges Mittelland – füllte sich mit dem Schutt der Alpen. In riesigen Fächern schütteten der Ur-Rhein und die Ur-Aare in Alpennähe grössere Steine und groben Kies und in alpenferneren Bereichen feinen Kies, Sand, Silt und Ton



Blick von der Lägern Richtung SW: Glatttal, Furtal, Limmattal, Reusstal getrennt durch die Höhenzüge von Zürichberg und Altberg, Albis und Heitersberg strahlen nach NW aus und zeigen den westlichen Teil des Hörnli-Schuttjächers.

Bild: Peter Müdespacher

in diese Mulde. Dieser Mittellandtrogl war zuerst Meeresgebiet, wurde aber bald gefüllt und damit trocken. Die damals abgelagerten Sedimente bezeichnet man als Untere Süsswassermolasse (USM). In Alpennähe verfestigten sich diese in den Jahrmlionen zu einem kompakten, harten Gestein, der Kalknagelfluh.

Der Boden des Mittellandes senkte sich laufend weiter, sodass das Meer wieder bis zu uns vordringen konnte. In diesem untiefen, schmalen Meeresarm herrschte reiches Leben. Kalkschlamm, Muschelschalen, Sand und Kalk wurden abgelagert und ab und zu wurden auch Holz und Tierknochen vom nahen Festland eingeschwemmt. Diese Ablagerungen der Oberen Meeresmolasse (OMM) wurden zum Teil zu einem harten Muschelkalk verfestigt.

Vor etwa 20 Millionen Jahren verlandete dieses Molassemeer wieder und unsere Gegend wurde über hundert Meter gehoben. Daraus entstand die Obere Süsswassermolasse (OSM), wie sie in unserer Gegend fast überall unter den Ablagerungen der Eiszeiten anzutreffen ist. Daraus wur-

den die Mergelschichten und die Sandsteinbänke, die wir heute an den Abhängen unseres Tales finden.



Sandsteinschichten aus der OSM am Gubrist.

Bild: Peter Müdespacher

Der Jura entsteht

Vor etwa 7 Millionen Jahren verstärkte sich der Schub von SSO gegen die Alpen erneut massiv. Die Molasseschichten waren inzwischen in Alpennähe auf über 4000 Meter Mächtigkeit angewachsen, gegen Norden auslaufend bis über den Rhein hinaus. Sie hatten sich zu betonähnlicher Nagelfluh und harten Sandsteinen verfestigt. Dieser starke Panzer gab nun den Druck nach Norden weiter und verhinderte eine Faltung.

In Alpennähe brachen diese Gesteins-Pakete, wurden gekippt, teilweise emporgehoben und aufgestellt und um einige Kilometer übereinander geschoben (Rigi, Rossberg, Speer usw.) In unserer Gegend, wo die Molasseschichten gesamthaft nur noch einige hundert Meter mächtig waren, genügte der Schub, um die Molasse mitsamt den darunter liegenden Juraschichten zu heben und in Falten zu legen. Die weichere Molasse wurde dabei abgetragen und die härteren Kalkschichten aus der Jurazeit wurden freigelegt: die Lägern war entstanden. In den Hügeln nördlich der Lägern

gern bis über den Rhein hinaus finden wir aber noch Molasse. Am Nordfuss der Lägern, aber z.B. auch an der Tössegg, finden wir alle 3 Molassetypen USM, OMM und OSM aufgeschlossen.

Auch im Gebiet von Würenlos wurde die Molasse mitsamt den darunter liegenden Juraschichten gehoben und schiefgestellt. Die Obere Süßwassermolasse wurde weitgehend von den Hängen in die Talböden geschwemmt oder vom Wasser wegtransportiert. So wurden an mehreren Stellen die darunter liegenden Schichten der OMM freigelegt und, da sie viel härter waren als die OSM, herausmodelliert (Herteren/Grepp, Pfaffenbühl/Hasel/Gmeumeri).



Der Steinbruch von Würenlos am Pfaffenbühl. Die höhere Partie: Sand und Kies der OSM. Darunter Silt und Sand der OMM, unverfestigt mit wenigen Fossilien. Untere bis 15 Meter mächtige Schicht: Gut verfestigter Kalk-Muschelsandstein mit Haifischzähnen, Muscheln und Schnecken.

Bild: Peter Müdespacher

Die Eiszeiten

In der Zeit nach der Jurafaltung begann sich das Klima nach und nach zu verschlechtern. Vor 2,55 Millionen Jahren fielen die Durchschnittstemperaturen um mehrere Grade. Die Alpen erhielten Firnkappen und in den Hoch-

tälern entstanden Gletscher, die sich in wenigen Jahrhunderten bis in die Täler hinausschoben. Durch die zunehmende Abdeckung der Landschaft mit Eis und Schnee wurde das Sonnenlicht auf immer grösseren Flächen reflektiert. Die Erdoberfläche kühlte immer mehr aus, bis auch die vom Schnee nicht bedeckten Gebiete in einem Dauerfrost erstarrten. Die erste Eiszeit hatte eingesetzt. Nur sehr kälteresistente Tiere und Pflanzen vermochten sich in geschützten Nischen zu halten. Nach einigen zehntausend Jahren wurde es wieder wärmer. Die Gletscher schmolzen zurück, Pflanzen und Tiere wanderten wieder in die Täler ein.

Dies wiederholte sich mehrmals. Heute sind 14 solcher Eiszeiten durch Meeresablagerungen nachgewiesen. Bei uns sind nur die Spuren der letzten und der vorletzten und zugleich grössten Vergletscherung erhalten geblieben. Jede neue Vereisung löschte in den von den Gletschern überfahrenen Gebieten alle Spuren der vorhergegangenen Eiszeiten aus.

Die letzten 100'000 Jahre

Die Situation zu Beginn der letzten Zwischeneiszeit

Vor 100'000 Jahren endete die vorletzte und vermutlich grösste Eiszeit, bisher «Riss» genannt. Riesige Gletscher hatten das ganze Alpengebiet bis gegen Basel und weit in den Jura hinein, aber auch den Schwarzwald, mit einem mehrere hundert Meter dicken Eispanzer vollständig abgedeckt. Nur die höchsten Alpengipfel schauten noch aus diesem Eismeer heraus. Während den einsetzenden Schmelzphasen wurden Schuttmassen aus den Alpen in den tiefen Talrinnen abgelagert. Auch das Reuss-, das Limmat-, das Glatt- und das Tösstal wurden zuerst aufgeschottert (gefüllt). Im Zuge der Erwärmung verfestigten sich diese Schuttmassen und eine immer dichter werdende Vegetation stabilisierte die rutschenden Hänge. Bei Starknie-

derschlägen aber schnitten sich die Flüsse in die zuvor geschütteten Ebenen wieder ein (Tägerhard – Baden). In der Zwischeneiszeit von rund 30'000 Jahren glichen die klimatischen Verhältnisse etwa den heutigen, unterbrochen von extremeren Phasen von Kälte und Wärme.

Die letzte Eiszeit

Vor 70'000 Jahren begann die letzte Eiszeit, früher «Würm» genannt. Die Durchschnittstemperaturen sanken rasch um bis zu 12°C. (In Zürich heute +9°C, damals –3 bis –5°C). Die Gletscher stiessen mit ihren hoch aufgewölbten, tatzenförmigen Zungen innert wenigen Jahrhunderten bis in die Täler vor. Bald einmal füllten sie diese aus und schoben sich weiter ins Vorland hinaus, Wälder, Ebenen und Seen unter sich begrabend. Der Rheingletscher, der sich bei Sargans teilte, schob sein Eis durch das Rheintal dem Bodensee zu, aber auch durch das Seez- und Walenseetal nach Westen. Auf der Linthebene vereinigte er sich mit dem Linthgletscher.

Im Zürichseetal erreichte die Eisoberfläche bald einmal die Höhe der Schwellen von Hombrechtikon und von Sihlbrugg. Das Eis begann in die Nachbartäler überzufließen. Der Eisstrom, der bei Sihlbrugg vom Linthgletscher abzweigte, vereinigte sich mit dem durch das Lorzetal fließenden Reussgletscher und stiess ins Knonauer Amt und das Reusstal vor. Eine Stirne des Eisstroms schob sich über Zürich hinaus ins Limmattal. Eine zweite stiess im Glattal gegen Kloten vor und in das Furttal hinein. Schliesslich erreichte das Eis die Höhe des Milchbuck und überfloss diesen. Im Reusstal überschritt die Eishöhe bei Bremgarten schliesslich die 600 m-Marke und der Gletscher begann über den Mutschellen ins Limmattal zu fließen, wo er sich mit dem Linth-Rheineis vereinigte und bis gegen Spreitenbach die linksseitige Flanke des Gletschers bildete.

Dieses Gletscherwachstum erfolgte in mehreren Vorstössen, unterbrochen von wärmeren Zeitabschnitten in denen die Gletscher weit zurückschmolzen. Weil das Eis bei jedem Vorstoss die Spuren der früheren Stadien weitgehend auslöschte, blieben zuletzt nur die Moränen der äussersten Maximalstadien und die später nicht mehr überfahrenen «Rückzugsstadien» erhalten.

Das Killwangen-Stadium

Bei uns liegen die äussersten Moränen im Limmattal bei Killwangen, im Furttal bei Würenlos, im Glatttal bei Stadel und Bülach und im Wehntal bei Sünikon. Im Reusstal reichte das Eis bis vor Mellingen.

In diesem Maximalstadium lag das Eis in Schlieren etwa 250 m hoch. Die Sohle war in allen Tälern etwa 50 bis

100 m tiefer als die heutigen Talebenen. Schon damals wurden mehrere aus der Risseiszeit übrig gebliebene Seen mit Schutt gefüllt (u. a. der Badenersee im Wettingerfeld). Dabei erfolgten auch Flussumleitungen, und es wurden neue Abflussrinnen in den Untergrund eingeschnitten (Limmat vor Wettingen). Dieses Maximalstadium wird Killwanger Stadium genannt. Es dauerte etwa von 23'000 bis 20'000 Jahre vor heute.



*Buchbühl in Killwangen
Pkt. 481.3 m. Rundhöcker
mit Rest des Endmoränen-
kranzes vom Maximal-
stand des Linth-Rhein-
gletschers in der Würm-
Eiszeit.*

Bild: Peter Müdespacher

Dann erfolgten kurze «Rückzugsstadien» in denen das Eis bis in die Linthebene zurückschmolz, nach kurzer Zeit aber rasch wieder vorstieß.

Das Schlieren- und das Zürich-Stadium

Der nächste Maximalstand endete bei Schlieren. Damals schüttete der Gletscher die Hardwald-Moräne. Im Furttal reichte das Eis bis zum Katzensee. Nach dem Zurückschmelzen des Eises lag vom Kloster Fahr bis Zürich der Schlierensee, das grosse Zungenbecken des Linth-Rheingletschers.



*Schönenwerdbügel beim Spital Limmattal in Schlieren.
Moräne des Schlieren-Stadiums.*

Bild: Peter Müdespacher

*Karte: Bundesamt für
Landestopografie*



Ein weiterer Vorstoss reichte dann noch bis Zürich (Zürich-Stadium). Im Gletschervorfeld wurde der Schliensee allmählich mit Kies, Sand und Lehm aufgefüllt, am linken Rand auch mit dem Schutt, das die Sihl herantransportierte. Bei Hochwasserereignissen wurden alte Moränenhügel weggespült (linker Teil der Hardwaldmoräne) und ganze Schotterebenen ausgeräumt, um später durch den mäandrierenden Fluss wieder gefüllt zu werden.

Die Nacheiszeit

Vor 10'000 Jahren erhielt unsere Landschaft im Wesentlichen die heutigen Formen. Nach dem Abschmelzen der Gletscher waren die Hänge in den Tälern noch sehr instabil. Als der Permafrost auftaute und der stützende Druck des Eispanzers fehlte, rutschten nun ganze Hänge ins Tal hinunter. Einige Gebiete glitten allmählich als ganze Schollen ab, ohne sich wesentlich zu verformen (Sackung von Bergdietikon). Die Gleitschichten bildeten dabei meist lehmige, aufgeweichte Mergelschichten. Andere Partien rutschten schichtweise als Erdschlipfe oder Rufen oberflächlich zu Tal und bildeten Schuttfächer (Spreitenbach, Killwangen usw.).

Die Limmat schlängelte sich durch die ganze Breite der Talebene und deponierte bei jedem Hochwasser neues Geröll. Dort wo das Gefälle gross war, schnitt sie sich in die alten Ablagerungen ein (Kessel bei Würenlos, Schleife beim Kloster Wettingen). Der Furtbach mit seinem geringen Gefälle und dem viel kleineren Einzugsgebiet erodiert weit weniger, schnitt sich aber im Mündungsgebiet ebenfalls tiefer ein.

Auf den Höhen wuchs nach und nach der Wald, und auch auf den Auen im Tal setzten sich Sträucher und Bäume fest (Auenwald). Schliesslich war das ganze Gebiet bewaldet.

Unterwegs durch unsere Gegend Das Furttal – ein Gletschertal

Der Lappen des Rhein-Linthgletschers, der in der letzten Eiszeit das Furttal wiederholt durchfloss, hatte während des Maximalstandes vor 23'000-21'000 Jahren seine Stirne in Würenlos. Dabei hobelte er ein flaches, breites Zungenbecken aus und schüttete eine schöne halbrunde Endmoräne, welche die Zunge vom Limmattal-Lappen trennte, der bis Killwangen reichte. Der Gletscher füllte

Das Würenloser Panorama vom «Gipf» aus gesehen zeigt das Zungenbecken des Furttallappens des Linth-Rheingletschers im Würm-Maximum und den bewaldeten Stirnränkenkranz.

Bild: Peter Müdespacher



damals das ganze Tal aus, bis zur Höhe des Altberges und weit an den Lägerhang hinauf. Auf der Nordseite entstand deshalb neben dem Furtbach eine zweite kräftige Schmelzwasserrinne hinter dem Gmeumeri-Wald Richtung Wettingen. Es ist das kleine Tälchen des Lugibaches, der damals aus der Gegend von Otelfingen herkam. Westlich des Dorfes erkennt man auch drei Drumlins mit schönen Waldkappen, wovon die beiden westlichen Oggenbühl heissen. Sie liegen in einer Linie und zeigen so die Fliessrichtung des Eises an. Von der Station Otelfingen an ostwärts dehnte sich nach dem Abschmelzen des Eises ein recht grosser, flacher See aus, der bis Adlikon reichte. Dort hat der Gletscher eine Zeit lang Halt gemacht und sich dann endgültig aus dem Furttal verabschiedet. Er hinterliess weitere Weiher und Seen, von denen nur die beiden Katzenseen übriggeblieben sind. Alle anderen verlandeten und wurden dann Streuland.

Die Dörfer im Furttal wurden alle etwas erhöht am Rand des Tales gebaut, wo man vor Überschwemmungen sicher war. Auf den trockeneren Talböden liess sich Getreide anbauen. Hier hat der Gletscher eine dünne Grundmoräne liegen lassen, die zwar Steine und Kies enthält aber auch fein zerriebenes Gesteinsmaterial: Silt und Lehm. Diese eher schweren Böden enthalten alle für die Pflanzen notwendigen Mineralien und sie lassen das Wasser nicht zu schnell abfliessen.

Vom Gipf her kann man die Endmoräne des ehemaligen Gletschers als weit nach Westen ausschwingenden Bogen erkennen. Er ist identisch mit dem Waldrand gegen das Limmattal zu. Das ist kein Zufall. Bei der Kultivierung des Bodens hat man auf der steinigen, unebenen Stirnmoräne den Wald stehen lassen, weil hier keine Landwirtschaft möglich war. Dieser Moränenwall ist nur an einer Stelle durchbrochen: dort wo der Furtbach in einem kleinen To-

bel der Limmat zufliesst. Auf dem Kartenbild erkennt man, dass der Bach dabei vom Limmattarm des Gletschers kräftig nordwärts gedrückt wurde. Dieser schüttete bei Buech einen kräftigen ost-westwärts verlaufenden Moränenwall, der dem Bach bis heute den direkten Weg in die Limmat versperrt.

Von der Endmoräne des Limmattalgletschers sind bei Killwangen nur noch kleine Reste erkennbar: am rechten Ufer im «Kessel» und auf der gegenüberliegenden Seite auf dem Buechbühl. Der restliche Teil des Stirnmoränenkranzes wurde in der frühen Nacheiszeit bei Hochwasserereignissen von der Limmat weggespült.

Der Steinbruch von Würenlos

Von weit herum im Limmattal erkennt man die gelbliche Felswand des Würenloser Steinbruchs. Es ist ein recht harter, gut zu bearbeitender Stein, der von Steinhauern sehr geschätzt wurde. Der Würenloser Muschelsandstein enthält viele Fossilien: Brachiopoden, Meerschnecken, Schalen von Austern und Jakobsmuscheln, Seesterne und Seeigel, aber auch Haifischzähne. Man hat auch schon Knochen von Delphinen, Seekühen und Walen gefunden. Die Steinbrüche, die bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts in Betrieb waren, sind stillgelegt.

Weitere frühere Abbaustellen, wo der Muschelsandstein gebrochen wurde, liegen östlich des Steinbruchs im Wald bis gegen Kempfhof hinüber. Das Betreten dieser Höhlen ist aber riskant, da sich jederzeit Steine von der Decke lösen können. Am Kreuzliberg südlich von Neuenhof auf der linken Talseite, tauchen diese OMM-Schichten ebenfalls auf. Auch hier wurde dieser Muschelkalk, teilweise unter Tage, abgebaut. Die Grube ist ebenfalls längst geschlossen.

Die Kiesgrube Tägerhard

Auf der Strasse von Würenlos Richtung Wettingen durchschreiten wir gleich unterhalb des Steinbruchs einen Engpass. Bis hierhin hat der Furtallappen des Linth-Rheingletschers im Maximalstadium der letzten Eiszeit gereicht. Es ist der Übergang über die Kalkschichten der OMM und die Endmoräne aus dem Becken von Würenlos in die Externzone des Gletschers, d.h. in das ehemalige Gletschervorfeld. Es ist die weite Schwemmebene des Tägerhards. Schauen wir zurück gegen Würenlos, so erkennen wir den langgestreckten, sanft abfallenden Hang der Stirnmoräne.



Das Tägerhard ist eine Niederterrasse, aufgeschüttet mit weitertransportiertem Material des Limmatgletschers und in den tieferen Bereichen auch mit Material vom Furtallgletscher. Hier wurden während vielen Jahren gewaltige Mengen Kies ausgebeutet. Dabei kamen mehrere riesige Findlinge von 50 bis 300 m³ aus Kalknagelfluh zum Vorschein. Ein Blick in den noch offenen Teil der Gruben ist noch immer beeindruckend, auch wenn die tiefsten Partien schon aufgefüllt sind. Die Schichten liegen weitgehend waagrecht. An wenigen Stellen sind Uferschüttungen erkennbar, die belegen, dass ein mäandrierender Fluss

diese Kies und Sandmassen abgelagert hat. Die ganz grossen Blöcke aber sind kaum vom Fluss transportiert worden. Die untersten Schichten stammen deshalb mit Sicherheit von der vorletzten (Riss), oder einer noch älteren Vergletscherung, die unser Gebiet mindestens bis zur Lägern bedeckt hatte.



Die Kiesgrube im Tägerhard zeigt stark wechselnde Schichten von Flussschotter und wenig Moränenablagerungen im tiefsten Bereich.

Bild: Peter Müdespacher

Wenn es regnet ist der Besuch in der Kiesgrube besonders zu empfehlen: die Farben der Steine sind so frisch und kontrastreich. Und die Lust erwacht, von den vielfältig gemusterten und geformten, vom Wassertransport glatt geschliffenen «Wackelsteinen» eine schöne Auswahl mitzunehmen. Jeder dieser Brocken hat eine vieltausendjährige Geschichte. Der eine erzählt vom Meer, der andere von der Wüste. Alle haben den Druck von Gesteinsmassen erlitten, von denen sie Hunderte von Metern hoch überlagert waren oder die grosse Hitze, die einige weich werden liess. Dann sind alle emporgehoben worden durch die Alpenbildung, millimeterweise, während Jahrtausende. Und die Schichten, die über ihnen gelegen hatten, wurden abgeschliffen, weggetragen, bis unser Brocken dran war, vom Frost abgesprengt zu werden.

Dieser scharfkantige Klotz startet sodann eine lange Reise, die immer wieder unterbrochen wurde, wenn ihn der

Der Blick vom Tägerhard talaufwärts zeigt den äusseren Rand der Stirnmoräne des Furtallgletschers.

Bild: Peter Müdespacher

Gletscher oder das Wasser für einige Zeit liegen liess. Im Wasser wurde er tausende Male gegen andere Steine gestossen, wobei seine Kanten abgeschliffen wurden. Schliesslich blieb er mit vielen anderen am Ufer des Flusses liegen, wurde zugedeckt und konnte sich Jahrtausende lang ausruhen. Und nun liegt er wieder am Tageslicht und wirkt so frisch, so glatt und neu.

Chindlistein: Tavayannaz-Sandstein mit 200m³ (Koordinaten: 254.675/672.400) umgeben von weiteren Findlingen aus demselben Material: Es handelt sich um Felssturztümmer.

Bild: Peter Müdespacher

Findlinge – Zeugen der Eiszeiten

Wenn man an einer bestimmten Stelle wissen will, ob hier einmal der Gletscher war, so muss man nach grösseren, kantigen Findlingen Ausschau halten. Liegen solche auf Geländekanten und dazu noch in Reih und Glied, so dokumentieren sie einen ehemaligen Gletscherrand, der später nicht mehr überfahren wurde. Je nach Höhenlage, Gesteinsart und Grad der Verwitterung stammt er dann von der letzten oder der vorletzten Vereisung.

Gerade am Altberg liegen die Moränen aus beiden Eiszeiten an mehreren Stellen dicht beisammen oder sogar übereinander. Diejenigen aus der vorletzten Vereisung dokumentieren Rückzugsstadien, denn im Maximalstand war das ganze Mittelland unter Eis, die Lägern inklusive.

Die Steinreihen aus der letzten Eiszeit dagegen zeigen hier in der Regel den Höchststand, das Killwängener-Stadium an. Als Beispiel einer «Riss-Moräne» kann man sich den markanten, schmalen Wall östlich der Wirtschaft auf dem Grat des Altbergs ansehen.



50 m tiefer, parallel dazu, liegen Findlinge aufgereiht am Hang, die obere Grenze des Eisstromes im Maximalstand der letzten Vereisung anzeigend.



Es lohnt sich, wenn man auf unseren Höhen und im Tal unterwegs ist, ab und zu den Boden unter seinen Füßen etwas genauer anzuschauen. Die Steine, die Pflanzen, der Morast sind nicht zufällig hier. Sie haben alle eine Geschichte, die sich auch dem aufmerksamen Beobachter nicht ohne weiteres erschliesst, aber, im Zusammenhang mit der Erdgeschichte gesehen, plötzlich verständlich wird.

Rissmoräne auf dem Altberg. Fast ausschliesslich kantige Gesteine in allen Grössen: Kalke, Kalksandsteine, Tavayannaz-Sandsteine, Verrucano, Puntiglias-Granite. Das Feinmaterial ist auf der Krete etwas ausgeschwemmt, im Wegeinschnitt aber an der Oberfläche.

Bild: Peter Müdespacher

Die Autoren

Richard Benzoni

1931 geboren, in Würenlos aufgewachsen. Berufslehre als Graveur, Kunstgewerbeschule und Tätigkeit in einem grafischen Atelier, seit 1963 freischaffender Maler und Zeichner. Zahlreiche Ausstellungen. Prägte mit seinen Arbeiten alle bisherigen Ausgaben der Würenloser Blätter.

Peter Früh

1950 geboren, am Zürichsee aufgewachsen, lebt seit 1981 in Würenlos. Redaktor beim «Tages-Anzeiger», ursprünglich Jurist. Präsidiert den Kulturkreis seit 2001.

Thomas Hegglin

1966 geboren, in Eschenbach SG aufgewachsen. Lebt seit 1996 mit seiner Familie in Würenlos. Studium der Geschichte und Publizistik. Weiterbildung als Public-Relations-Berater und in Unternehmensführung. Arbeitete mehrere Jahre als Journalist. Ist heute Leiter externe und interne Kommunikation der Axpo Holding AG.

Josef Rennhard

1931 geboren. Sekundarlehrer, später Journalist. Chefredaktor des «Beobachters». Heute freier Publizist und Ombudsmann der AZ-Mediengruppe. Autor mehrerer Lehrmittel, Sach- und Kunstbücher, literarischer Werke und Theaterstücke. Lesenswert auch sein Gedichtband «zWürellos» (Baden Verlag 1996).

Karl Wiederkehr

1946 geboren. Gebürtiger Spreitenbacher, seit 1975 in Würenlos wohnhaft. Sekundarlehrer in Dietikon. Vizepräsident des Kulturkreises und Leiter der Drittweltgruppe Würenlos.

Roman Würsch

1958 geboren, in Neuenhof aufgewachsen. Wohnt seit 1999 in Würenlos. Studium der Geschichte und Publizistik. Arbeitete als Lokalredaktor beim Badener Tagblatt und bei der Aargauer Zeitung. Ist jetzt Stellvertreter Chef vom Dienst bei der Aargauer Zeitung.